PZ
3
.D4
v.18

FT MEADE
GenColl

Margret.

LIBRARY OF CONGRESS.

Chap. PZ3 Copyright No.

Shelf .D4

V. 18

UNITED STATES OF AMERICA.

German Evangelical Synod of North America

Deutsche Evangelische

Jugend-Bibliothek.

Achtzehntes Bändchen.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

LIBRARY OF CONGRESS
COPYRIGHT,
DEC 23 1893
CITY OF WASHINGTON.
57633

St. Louis, Mo.
1893.

PZ 3
.H4
25.18

Entered according to Act of Congress in the year 1893
BY A. G. TŒNNIES,
in trust for the German Evangelical Synod of North America,
in the office of the Librarian of Congress at
Washington, D. C.

Margret.

Eine Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben

— von —

Clara Berens.

18. Bändchen.

Evangelische Synode von Nord-Amerika.

1893.

Margret.

Eine Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

"HURRAH for the first of May! Hurrah for the May queen!"

Mit lautem Jubel die Hüte schwenkend, stürzten die Knaben der großen Freischule von Fingal aus dem Schulhaus heraus. Draußen wurden sie von einer ganzen Schar neugieriger Mädchen empfangen.

„Wer ist Maikönigin? Wen habt ihr gewählt?" rief es den Knaben von allen Seiten entgegen.

"Hurrah for Margret Franzen! Maggie is queen!" scholl es in vielstimmigem Chor. Und damit stoben die Knaben weg, um weiteren Fragen und vielleicht auch Vorwürfen von besonderen Freundinnen zu entgehen. Aus der Ferne nur scholl von Zeit zu Zeit:

"Hurrah for the first of May! Hurrah for the May queen!"

Die Mädchen standen noch lange beisammen, um die Neuigkeit, die ihnen gar keine Kleinigkeit war, eifrig zu besprechen.

„Margret Franzen! Wie kommen sie dazu, gerade die zu wählen?"

„Sie ist ja noch ein kleines Kind!" meinten die Größeren der obersten Klasse.

„Sie ist schon zwölf Jahre alt, sie sollten ja das schönste und beliebteste Mädchen der ganzen Schule wählen," sagte

eine besondere Freundin von Maggie, die selbst durchaus nicht schön war und deshalb auch keine Aussicht gehabt hatte, gewählt zu werden.

„Findet ihr Maggie so besonders schön?“ fragte eine dritte, „ich meine, Florence Wilcox ist bedeutend schöner.“

„Florence ist wohl eben so schön wie Maggie, aber sie vergißt nie, daß ihr Vater Richter Wilcox ist, und meint, deshalb müsse ihr alle Welt zu Füßen liegen.“

„Ja und hat jeden Tag Streit mit irgend jemand und verklagt immer die Knaben. Die mögen sie nun mal gar nicht und würden sie schon deshalb nicht wählen.“

„Eins ist gewiß, Maggie ist ein allgemeiner Liebling unter den Knaben, und schön ist sie ja auch, so wundert's mich nicht, daß sie gewählt worden ist.“

„Mir ist's gleich, ob sie schön oder häßlich ist, sie ist ein dutch girl und sollte deshalb schon nicht Maikönigin sein,“ sagte die Freundin von Florence Wilcox.

„Bitte, warum nicht? Zweidrittel der Schule sind Deutsche; wer sagt denn, daß die amerikanischen Mädchen allein das Recht haben, gewählt zu werden?“

„Ihr werdet sehen, sie wird sich gar nicht als Königin zu benehmen wissen. Ich werde ihr jedenfalls nicht huldigen.“

„Dann bleibe nur zu Haus und verdirb uns den Tag nicht,“ rief man der erzürnt Davoneilenden nach, die wohl heimliche Hoffnungen gehabt hatte, sie würde selbst die Erwählte sein.

„Jedenfalls wird Maggie die armen Jungen nicht so zu Sklaven machen wie Edith Lee letztes Jahr. Die meinte, weil sie eine junge Dame sei und die Ehre habe, Maikönigin zu sein, alle Welt müsse nach ihrer Pfeife tanzen. Wir alle haben den ganzen Tag nichts thun dürfen, als ihr aufzuwarten.“

„Ich meine auch, es ist besser, daß eine jüngere gewählt ist. Ihr sollt sehen, wir werden an diesem Maifest mehr Spaß haben als jemals.“

„Ich sage: 'Hurrah for Margret Franzen, our May queen!'" Alle Mädchen schwenkten ihre Hüte, Büchertaschen, oder was sie sonst gerade zur Hand hatten und begaben sich heimwärts.

Das Maifest am 1. Mai zu feiern gelingt hier zu Lande wohl selten, denn der Mai entspricht hier nicht immer seiner Bedeutung als Wonnemonat und ist namentlich in seinen ersten Tagen oft noch seinem Vorgänger zu ähnlich. Deshalb ist es auch nicht allgemeiner Gebrauch, daß der erste Mai ein Schulfeiertag ist, daß die Jugend unter Musik und Jubel ins Freie zieht, eine Maikönigin krönt und um den Maibaum tanzt, wie es in Alt-England Sitte ist. In unsern westlichen Staaten findet man nur in einzelnen Gegenden, wo die Jahreszeit schon ziemlich vorgerückt ist, diese schöne Weise, den Mai zu begrüßen.

In Fingal, im Staate Kansas, war seit langer Zeit der erste Mai der große Festtag des Frühjahrs. Außer dem Christtag wurde kein anderer Tag des Jahres von der Jugend so sehnlich erwartet wie dieser. Niemals wurde Wind und Wetter so ängstlich beobachtet, ja, die mutwilligsten Knaben hätten gerne mit den Laubfröschen einen Kontrakt geschlossen, sie das ganze Jahr nicht zu quälen, wenn sie dafür nur auf diesen besonderen Tag kein Regenwetter prophezeien wollten.

Fingal war damals, im Jahre 1872, eine Stadt von etwa 6000 Einwohnern. Dieselben waren in der Mehrzahl Deutsche. Aber die Amerikaner waren, obgleich an Zahl geringer, doch, wie es ja gewöhnlich ist, die eigentlichen Tonangeber. Sie hatten die Stadtämter inne und waren auch, mit wenigen Ausnahmen, gutgestellte, wohlhabende Bürger, während die Deutschen zum großen Teil erst kürzlich eingewandert waren und noch in sehr bescheidenen Verhältnissen lebten. Einzelne von ihnen, die entweder von Haus aus wohlhabend, oder schon in Amerika reich geworden waren, rechneten es sich zur großen Ehre an, von ihren amerikanischen Mitbürgern als ebenbürtig

und gleichberechtigt, oder besser gesagt, als zu ihrer Kaste gehörig betrachtet zu werden.

Wie unter den Alten, so war es auch bei der Jugend, besonders bei der Schuljugend. Da war ein beständiges Trachten und Eifern unter den Deutschen, ihren amerikanischen Kameraden nicht nachzustehen, und nur zu bereit waren sie, ihr Vaterland, ihre Freundschaft und ihre Sprache zu verleugnen, sobald sie ihre Zunge nicht mehr verriet. Auf dem Spielplatz gab es kein empfindlicheres Schimpfwort als „dutchman.“ Es hieß ungefähr so viel als gemein und niederträchtig. Nur wenige unter alt und jung besaßen so viel Nationalstolz, darum, weil sie Deutsche waren, sich nicht selbst für geringer zu halten, als ihre Brüder englischer Abkunft.

Durch die Amerikaner wurde auch zuerst die Feier des ersten Mai, nach englischer Sitte, in Fingal eingeführt. Alljährlich wurde aus der Zahl der Schulmädchen diejenige, die als die schönste und beliebteste galt, von den Knaben zur Maikönigin gewählt. Daß bisher die Auserkorene stets ein englisches Mädchen gewesen war, hatte der Feststimmung der Deutschen keinen Abbruch gethan, man nahm das als ganz selbstverständlich hin, so war es ja von jeher gewesen. Umsomehr mußte es allgemeine Verwunderung erregen, daß in diesem Jahr Margaret Franzen, ein deutsches Mädchen von kaum 12 Jahren, die Auserwählte war. Diejenigen, die sie nicht von der Schule her kannten, waren sehr neugierig, „the little dutch queen,“ wie man sie nannte, zu sehen.

Margaret, oder Gretchen, wie ihre Mutter sie nannte, war das einzige Kind einer Witwe, die in guten Verhältnissen lebte. Da sie nur dieses eine Töchterchen hatte, dem sie ihre ganze Zeit und Aufmerksamkeit widmen konnte, so hätte man fast erwarten sollen, ein verwöhntes, anspruchvolles, selbstsüchtiges Mädchen zu finden. Aber Margaret war nicht so. Sie hatte von Natur nicht nur ein liebliches Gesicht und anmutige Gestalt, sondern auch ein sonniges Gemüt bekommen,

das immer darauf bedacht war, andern Freude zu machen. Deshalb war sie auch ein besonderer Liebling in der Schule. Niemals war ihr der Gedanke gekommen, daß man sie zu einem solchen vielbegehrten Ehrenplatze wählen würde. Aber als sie dafür bestimmt war, gab sie sich auch ganz der Freude hin. Sie hatte weder Augen für neidische Blicke, noch Ohren für hämische Bemerkungen. Sie meinte, alle Welt müsse eben so gut, so froh und glücklich sein, als sie selbst war. Am liebsten hätte sie die ganze Welt umarmt; weil das aber nicht ging, so umarmte und küßte sie ihre „herzallerliebste Mutter" ein um das andere Mal, daß es dieser fast zu viel werden wollte. Und als noch, um aller Freude die Krone aufzusetzen, der erste Mai so wonnig und golden über die Berge stieg, wie noch niemals, da meinte sie, indem sie die Arme in das glänzende, sonnige Himmelsblau ausbreitete: „O Mutter, der liebe Gott ist doch gar zu gut!" Der Mutter Antwort: „Ja, mein Kind, wenn der liebe Gott thut, was wir wollen, dann ist er immer gut," klang fast wie eine leise Mahnung, aber das Kind achtete nicht weiter auf die Worte.

Margaret selbst, als sie nun da stand im weißen, luftigen Kleide, einen Kranz von Maiglöckchen im braunen, lockigen Haar, die strahlenden Augen so voll Freude, und das Gesicht wie Sonnenschein, war ein wirkliches, verkörpertes Maienbild. Kein Wunder, daß die Schuljugend in ein begeistertes: „Hurrah unserer Maikönigin!" ausbrach, als sie, gefolgt von ihren Ehrenjungfrauen und Edelknaben, den blumenbekränzten Wagen bestieg und dem Zuge voran, unter Musik und Gesang, zur Stadt hinaus ins Freie zog.

Nicht nur die Jugend, sondern auch alle Eltern und Freunde nahmen teil an dem frohen Feste. Als die Sonne, die den ganzen Tag freundlich und warm auf eine fröhliche Schar herabgeschienen hatte, nun zur Rüste ging und man sich zum Heimweg anschickte, war das allgemeine Urteil: „Dies war der schönste Maitag, den wir noch erlebt, und Margaret

war die beste, schönste und freundlichste Königin, die wir je gehabt haben." Kein Wölkchen hatte den Himmel getrübt, kein Streit und Unfriede die Freude gestört. Der Vollmond lächelte wohl auf zerknitterte Kleider und zerzauste Haare herab, aber die linde Abendluft war erfüllt vom fröhlichen Gesang der Heimkehrenden.

Margaret hatte den Tag genossen, wie nur ein wahrhaft beglücktes Kind genießen kann; doch die Hauptfreude, alles noch einmal durchzuleben, indem sie ihrer Mutter jedes kleine Ereignis des Tages erzählte, meinte sie, müsse der Abend noch bringen. Die Mutter war freilich auch auf dem Fest gewesen, aber sie hatte Besuch mitgebracht, mit dem sie sich unterhalten, und deshalb hatte sie wenig auf ihr Töchterchen geachtet. Wäre Margaret nicht in ihrer Freude so blind und taub gewesen für alles, was nicht auf das Fest Bezug hatte, so hätte sie wohl gemerkt, daß der fremde Herr, der mit ihrer Mutter gekommen war, kein gleichgiltiger Besucher war; sie hätte auch wohl gehört, was sich andere halblaut zuraunten. So aber hörte und sah sie nichts, und der Gedanke, daß sie nicht so ihrer Mutter Eins und Alles war und deren ganzes Herz ausfüllte und befriedigte, wie ihre Mutter das ihrige, war ihr überhaupt noch nie gekommen.

Als sie nun, nachdem sie von ihren Unterthanen heimgeleitet worden war und vor der Thür herzlichen Abschied von ihnen und von ihrer königlichen Würde genommen hatte, hastig die Treppe hinaufsprang und mit dem Ausruf: „O Mama, es war doch gar zu schön heute!" ins Zimmer stürmte, fuhr sie erschrocken zurück, und die Worte erstarben ihr auf den Lippen, denn der fremde Herr war noch immer bei ihrer Mutter. Deren Worte: „Aber liebes Kind, wie bist du heute aufgeregt! Sage dem Herrn schön guten Abend und dann mache dein zerzaustes Haar in Ordnung, wir wollen gleich zu Nacht essen," dämpften ihre fröhliche Begeisterung.

Ach, nicht nur zum Essen, sogar den ganzen Abend blieb

der Herr. Er machte sich's ordentlich gemütlich im Lehnstuhl und rauchte eine Cigarre nach der andern, und die Mutter hatte ja erst letzte Woche die reinen Spitzengardinen aufgesteckt. Die würden nun gewiß ganz grau vom Rauch! Warum ging er auch nicht? Margaret schaute ab und zu verstohlen zu ihrer Mutter hinüber, ob sie ihm denn gar keinen Wink geben würde, endlich heimzugehen. Sie verlangte so sehr mit ihrer Mutter allein zu sein; hatte sie ihr doch so viel, so viel zu erzählen. Sie konnte es gar nicht abwarten und rückte schließlich ungeduldig auf ihrem Stuhl hin und her, so daß die Mutter aufmerksam wurde und sagte:

„Gretchen, du bist gewiß müde von der heutigen Aufregung, sage gute Nacht und gehe zu Bett."

Gehorsam that sie, wie ihr geheißen, in ihrem Herzen aber dachte sie: „Der Herr ist doch arg unverschämt, daß er so lange bleibt und mir alle Gelegenheit nimmt, mit meiner Mutter zu plaudern."

Sie wollte wach bleiben, bis er ging, und dann noch der Mama alles sagen, denn es war doch nur halb so schön, wenn sie's nicht mit ihr überplaudern konnte, aber ehe sie sich's versah, streute der Sandmann Schlafpulver in die strahlenden Augen, und nur im Traum durchlebte sie noch einmal die ganze Herrlichkeit.

* * *

Gut, daß du schläfst, frohe Maikönigin! Dieser herrliche Tag war der Abschluß einer ungetrübten, wahrhaft frohen Kindheit. Draußen ziehen Wolken über des Vollmonds Antlitz, drinnen sitzt ein Paar eng beisammen auf dem Sofa und hat sich viel wichtigere Dinge zu erzählen, als du je auf deinem jungen Herzen hattest. Schlafe fest, Gretchen, damit deine Augen nicht sehen, daß du nicht mehr deiner Mutter Eins und Alles bist! —

Und sie schlief fest bis weit in den Morgen hinein, bis ihre Mutter rief: „Gretchen, du mußt jetzt aufstehen, sonst kommst du zu spät zur Schule."

Es plätscherte gegen die Fenster. Erst konnte sie sich gar nicht besinnen, dann auf einmal fiel ihr alles von gestern wieder ein, und ihr erster Gedanke war: gut, daß heute nicht gestern ist; wenn es gestern so geregnet hätte! Und dann fiel ihr der Besuch ein, und daß sie vor dem Schlafengehen nicht mehr mit ihrer Mutter hatte sprechen können.

„Mama, wie lange ist eigentlich der langweilige Mann gestern abend noch geblieben?" rief sie beim Ankleiden ihrer Mutter hinüber, die im anderen Zimmer den Kaffeetisch rüstete.

Die Worte ihrer Tochter berührten die Mutter unangenehm. „Schäme dich, solche Ausdrücke zu gebrauchen, beeile dich, daß du zum Kaffee kommst."

Halblaut nur sagte Margaret zu sich: „Ich finde ihn gerade so langweilig, wie er lang ist. Was hat nur die Mama? Sonst ist sie doch morgens nicht so kurz angebunden. Ob der Mann wohl ein Verwandter von uns ist?"

„Mama, wer war eigentlich der Mann, der gestern abend hier war?" wagte sie nach einer Weile zu fragen.

„Es war ein Herr Roland von Greenville."

„Kanntest du ihn denn früher schon? Ist es ein Verwandter?"

„Nein, ein Verwandter ist er nicht. Ich habe letzten Sommer bei den Großeltern seine Bekanntschaft gemacht."

„Was wollte er denn hier bei uns den ganzen Abend?"

Sollte die Mutter dem Kinde sagen, was es doch wissen mußte und von andern erfahren würde, wenn sie es ihm nicht sagte? Sie hatte eine Ahnung, wie ihr Kind die Nachricht aufnehmen würde, darum gab sie zur Antwort: „O, er hatte etwas Geschäftliches mit mir abzumachen."

„Nun, hoffentlich hat er seine Geschäfte besorgt und kommt nicht wieder. Deine reinen Gardinen sind gewiß verdorben, das ganze Haus stinkt ja nach Tabak. Er dampfte ja wie eine Steam engine!"

„Gretchen, ich wünsche, daß du dich anständiger ausdrückst.

Jener Herr wird jedenfalls wieder kommen, hoffentlich wirst du dann einen besseren Eindruck auf ihn machen, als gestern abend. Du stürmtest ja ins Haus, wie eine Wilde."

„Mama, du glaubst nicht, wie viel ich dir zu erzählen hatte, und er wußte ja auch rein gar nichts zu sagen, er saß und saß und rauchte. Ich verstehe nicht, wie du solch einen unausstehlichen Menschen einladen konntest, wieder zu kommen. Ich konnte dir nicht einmal ordentlich gute Nacht sagen, wie sonst; mit einem kühlen Kuß mußte ich vorlieb nehmen. Und Herr Roland ist auch kein Gentleman, er nahm nicht einmal die Cigarre aus dem Mund, als er mir gute Nacht sagte."

Jetzt hielt es doch die Mutter für ratsam, ihrer Tochter über den wahren Stand der Dinge Aufklärung zu geben, sonst mußte sie befürchten, dieselbe möchte sich ähnlich wie eben gegen andere auslassen, und später würde das doch sehr unangenehm für sie sein. Das war nun für die Mutter keine leichte Aufgabe, und sie war sehr in Verlegenheit, wie sie die Sache einleiten sollte. Sie hatte überhaupt schon empfunden, daß es doch eine sehr mißliche Sache sei, eine fast schon erwachsene Tochter zu haben, wenn man eben im Begriff steht, einen jungen Mann zu heiraten. Noch unangenehmer mußte es werden, wenn diese Tochter von vorne herein ein Vorurteil gegen den Mann hegte, den sie doch als Vater anerkennen mußte. Daß Herr Roland sich keine besondere Mühe geben würde, des Kindes Liebe zu gewinnen, hatte sie schon am gestrigen Abend bemerkt. Auf jeden Fall mußte aber die Tochter wissen, daß sie sich zu fügen und ordentlich zu betragen habe; deshalb sagte sie jetzt als Einleitung: „Gretchen, dir steckt wohl noch die Maikönigin von gestern im Kopf. Du mußt nicht meinen, daß dir jetzt jeder huldigen wird. Du bist noch ein kleines Mädchen, und es ist durchaus nicht schicklich, daß du über Leute, die viel älter sind als du, ein Urteil fällst. Ich glaube wirklich, ich habe dich sehr verzogen und du bist zu früh selbständig geworden. Es wird dir recht gut sein, einem stärkeren Willen als dem meinigen gehorsam sein zu müssen."

„Mama, du bist ja heute morgen gar nicht die alte Mama," sagte Margaret schmeichelnd, indem sie, wie es stets ihre Gewohnheit gewesen, stürmisch ihre Arme um der Mutter Hals schlang, „was ist denn eigentlich los mit dir?"

Es verdroß die Mutter, daß es ihr so gar schwer wurde zu sagen, was doch gesagt werden mußte, und ihr Unmut ließ sie den ganz verkehrten Weg einschlagen.

„Kind, so sei doch vernünftig, du zerzaust mir meinen Kragen und mein Haar," sagte sie in etwas ärgerlichem Tone. „Du bist doch kein Baby mehr und solltest nachgerade deine stürmische Art der Liebkosung etwas einstellen. Ich glaube nicht, daß Herr Roland Wohlgefallen haben wird an einer solch ungestümen Tochter."

„Herr Roland? Ich bin nicht seine Tochter, was geht der mich an?"

„Noch nicht, mein Kind, aber du wirst es werden."

„Mama!"

Jetzt war's doch endlich heraus; aber die Mutter erschrak ordentlich über die Wirkung ihrer Worte. Bleich bis in die Lippen stand ihr Kind da, und ihr Aufschrei: „Mama!" klang wie das Zerspringen einer Saite.

„Ist dir denn niemals der Gedanke gekommen, daß ich einmal eine Veränderung wünschen könnte, daß dich diese Aussicht so überrascht?"

„Mama, Mama, Mama, es ist nicht möglich! Bitte, bitte, sage: Es ist nicht wahr!"

„Sieh, Gretchen," antwortete die Mutter in begütigendem Ton, „so wie es war, konnte es ja doch nicht immer bleiben; du wirst bald groß sein und dann heiratest du, und deine Mutter bleibt ganz allein!"

„Mutter, du weißt, daß du mein Eins und Alles bist, wo ich bleibe, da bleibst du auch, niemals, niemals würde ich dich allein lassen, o Mutter, nicht wahr, du hast mich nur erschrecken wollen, es ist nicht wahr?"

„Doch! Ich habe Herrn Roland mein Wort gegeben. Ich finde, daß es so am besten ist, und du wirst dich auch drein finden," sagte sie kurz. „Jetzt ist es aber die höchste Zeit für dich zur Schule."

Nun aber war's um Gretchens Ruhe geschehen; stürmisch, wie ihre Natur war, ließ sie jetzt eine ganze Flut von Thränen, Bitten, Vorwürfen und Beschwörungen folgen. Alles, alles wollte sie für ihre Mutter thun, sie hätten ja genug zum Leben, es sei ja nicht nötig, daß sie einen Versorger hätten. Doch als die Mutter ihr rund heraus sagte, sie habe Herrn Roland gerne und deshalb würde sie ihn heiraten, da wurde es ihrem kindlichen Gemüt klar, daß sie selbst nicht mehr ihrer Mutter ganzes Herz ausfüllte, und ein tiefes, bitteres Weh kam in ihr eigenes Herz, das erste Weh in ihrem jungen Leben, das sich nun in krampfhaftem Weinen Luft machen mußte.

Das wurde der Mutter denn doch zu viel; sie wußte, ihr Verlobter könne jeden Augenblick kommen, und was sollte sie dann mit dem verweinten Kind aufstellen! Es war gar nicht unwahrscheinlich, daß Margaret in ihrem jetzigen aufgeregten Zustand ihm etwas sagen würde, was für alle Zeiten ihr Verhältnis zu einander unangenehm gestalten würde. Darum sagte sie jetzt in sehr strengem Tone:

„So, Gretchen, jetzt ist's genug; du bist ein unvernünftiges und sehr selbstsüchtiges Kind. Jetzt mache, daß du zur Schule kommst. Herr Roland wird gleich kommen, und ich wünsche nicht, daß er dich so sieht."

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, richtete sich Margaret auf, trocknete ihre Thränen und machte sich zur Schule fertig, während ihre Mutter etwas zum Essen einwickelte und ihr mit den Worten hinreichte: „Nimm das mit, dann brauchst du zu Mittag nicht heimzukommen." Stillschweigend nahm sie es und ging zur Thür hinaus; die scharfen Worte ihrer Mutter waren auf ein wundes Herz gefallen, unmöglich hätte sie jetzt, wie sonst, wenn sie zur Schule ging, herzlichen Ab-

schied nehmen können. Hätte doch die Mutter sie zurückgerufen und gesagt: „Mein Kind, gieb mir einen Kuß, du bist doch meine liebe Tochter.“ Aber die Mutter dachte: „Jetzt ist sie auch noch trotzig, laß sie laufen, ich sehe schon, daß ich einen schwierigen Stand mit ihr haben werde.“ So lieb sie ihr Kind sonst auch hatte, bei dieser Gelegenheit war es doch recht lästig, eine große Tochter zu haben, und so richtete sich zwischen den Herzen der Mutter und Tochter eine Scheidewand auf.

* * *

Waren denn wirklich nur vierundzwanzig Stunden verflossen, seitdem bei strahlendem Himmel, in luftigem, weißem Gewand, mit Blumen bekränzt, eine überglückliche Maikönigin ausgezogen war? War dies dasselbe Kind, welches in einen Regenmantel gehüllt, unter dem Schirm, so langsam die Straße hinabging, die Augen verweint, das Gesicht so trübe, wie der Himmel über ihm, mit einem Herzen so schwer wie ein Stein? Vierundzwanzig Stunden sind eine kurze Spanne Zeit, aber wie vieles kann sich in ihnen ändern! Margarets sonnige Kindheit lag hinter ihr, jetzt war sie eingetreten in die Schule des Lebens. Sie war freilich erst beim A B C; aber diejenigen, welche schon auf höherer Stufe stehen, sollten nicht vergessen, daß auch ihnen die Fibel nicht leicht war, die ihnen jetzt wie Spiel erscheint gegen die nachfolgenden, schweren Aufgaben. Die ersten Lektionen in der Lebensschule sind oft am schwersten, gerade weil man das Lernen nicht gewohnt ist. So ging's Margaret jetzt; bisher war ihr Leben eben und sorglos dahingeflossen, alles war ihr nach Wunsch gegangen. Jetzt kam ganz unverhofft der erste Kreuzweg; ihr ganzes Wesen sträubte sich dagegen, ihn zu gehen. In ihr hieß es: „Nie und nimmer werde ich den Menschen Vater nennen, die Mutter soll und darf ihn nicht heiraten. Ich gehe nie wieder heim, bis sie mir's verspricht.“ Und dann wieder fühlte sie, als sei ihr ein großes Unrecht geschehen, ihre Mutter habe sie hintergangen, daß sie alles hinter ihrem Rücken ausgemacht habe und

es ihr erst mitteilte, als es zu spät war, ihre Wünsche und Bitten in die Wagschale zu legen. Ihre Vernunft sagte ihr zwar, daß ja ihre Mutter sie, das Kind, nicht erst um Erlaubnis zu fragen habe, daß sie selbst auch ganz und gar ohnmächtig sei, sich dagegen zu stemmen, daß sie auch gar keinen anderen Platz auf der Welt habe, hin zu gehen, als ihrer Mutter Haus. Aber wieder heimzugehen erschien ihr als eine Unmöglichkeit.

Ein Glück war's, daß die Schule eben anfing, so brauchte sie doch mit niemand zu sprechen. Auffallen mußte es zwar, daß die lustige Maikönigin von gestern mit verweinten Augen zur Schule kam, und manch verwunderter Blick richtete sich auf sie. Nicht am wenigsten war die Lehrerin verwundert, sie hatte Margaret noch nie anders als fröhlich gesehen. Heute war diese augenscheinlich zerstreut und bekümmert. Spielzeit gab's nicht, des nassen Wetters wegen, und das war Margaret eben recht, sie wünschte gar nicht, mit irgend jemand zu sprechen, ihre Gespielen würden sie gewiß ausfragen, weshalb sie geweint habe. Niemals würde sie ihnen ein Wörtchen davon sagen können, und wie sonst immer ihrer Mutter ihr Herz ausschütten, das war ja jetzt für immer vorbei. Ganz allein mußte sie ihr Leid tragen, da war niemand, der ihr raten und helfen konnte, und kein Platz auf der Welt, wo sie hingehen konnte. Ach, wie stürmisch sah es aus in dem kleinen Herzen, über welches das Weh so plötzlich hereingebrochen war.

Alle Schüler gingen mittags nach Hause oder ins Spielzimmer, nur Margaret blieb allein sitzen, holte ihr Mittagsbrot hervor und versuchte zu essen, aber jeder Bissen blieb ihr im Halse stecken. Weil sie sich ganz allein im Zimmer wähnte, schob sie das Essen beiseite, legte den Kopf auf den Tisch und gab sich ganz ihrem Schmerz hin.

Da legte sich auf einmal sachte eine Hand auf ihren Kopf, und eine teilnehmende Stimme fragte: „Maggie, was fehlt dir? Sag' mir deinen Kummer, vielleicht kann ich dir helfen."

Es war die Lehrerin, die den ganzen Vormittag das Kind beobachtet und wohl gesehen hatte, daß etwas Außergewöhnliches geschehen sein müsse.

„O, Miß Schubert, ich kann es niemand sagen!"

Ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte bei diesen Worten Margarets ganzen Körper.

„Dann lege wenigstens deinen Kopf in meinen Schoß, der ist nicht so hart wie der Tisch." Liebkosend streichelte die Lehrerin mit der Hand über des Mädchens glänzend welliges Haar. Margaret war eine ihrer talentvollsten und fleißigsten Schülerinnen. Frl. Schubert war keine Lehrerin, die sich begnügte, ihren Pflegebefohlenen bloß Lesen, Rechnen, Schreiben und andere nötige Wissenschaften einzupauken und mit Schelten, Bitten und Nachbleiben die gehörige Ordnung zu erhalten. Sie meinte nicht ihre Pflicht schon erfüllt zu haben, wenn sie sich täglich sechs Stunden mit den Kindern herumgeplagt hatte; sie war nicht nur stets bemüht, das Wissen ihrer Schüler zu bereichern, sondern die kleinen Freuden und Leiden derselben fanden bei ihr immer ein williges Ohr und offenes Herz. Kurz, sie war ihren Schülern nicht nur eine treue Lehrerin, sondern erkannte es als ihre Aufgabe, ihnen auch eine Erzieherin zu allem Guten zu sein. Das unbegabteste, ja das unartigste Kind ihrer Schule hätte sie nicht in Kümmernis gelassen, ohne zu versuchen, ihm zurechtzuhelfen, wie sollte sie dies nicht bei Margaret thun, die aller Liebling war!

Als Margaret nicht gleich bereit war, der Lehrerin ihr Leid zu klagen, ließ diese das Kind sich erst ausweinen, brachte sie dann aber durch geschickte Fragen bald so weit, daß sie eine Idee davon bekam, was die Ursache ihres Kummers war; ja, es dauerte gar nicht lange, so wußte die Lehrerin alles, die enttäuschte Liebe der Tochter, ihr wundes Herz, wußte von dem trotzigen Sturm, der in ihr tobte, und von dem Gefühl gänzlicher Verlassenheit, das sie so bitterlich weinen machte. Es war ja kindisch! Sollte sie ihr sagen: in ein paar Tagen wirst

du dich an die Veränderungen gewöhnt haben und wieder eben so lustig sein wie sonst, schließlich wächst ja über alles im Leben Gras — ? So ist schon manches Kind zum Leichtsinn erzogen worden, daß man es lehrte, sich mit leichtem Sinn über des Lebens Widerwärtigkeiten hinwegzusetzen. Nachher wundert man sich, daß alle Lebensschicksale und Gottesführungen keinen Eindruck auf ein Menschenherz machen.

Margaret empfand das, was ihr begegnet war, als bittern Ernst, als etwas, das sie nicht so leicht überwinden würde. Das fühlte die Lehrerin, darum war sie auch bemüht, die Gedanken des Kindes auf die Bahn zu lenken, die es zu der einzigen Quelle wahren Trostes führen konnte.

„Maggie, glaubst du, daß heute die Sonne scheint?"

Margaret richtete sich verwundert auf und sagte: „Nein, Miß Schubert, heute regnet es ja."

„Ich will dich in meinen Arm nehmen, lege du dein Köpfchen an meine Schulter und dann wollen wir ein wenig mit einander sprechen. So ist's recht. Es regnet, aber über den Wolken scheint doch die Sonne, nicht wahr?"

„Ja, gewiß!"

„So ist's auch heute bei dir. Dein Himmel ist trübe, aber darüber leuchtet doch deine Sonne. Erinnerst du dich nicht jenes schönen Verses, den wir neulich gelernt haben?

‚Und ob die Wolke sie verhülle,
Die Sonne scheint am Himmelszelt,
Es waltet dort ein heil'ger Wille,
Nicht blinder Zufall führt die Welt.'

Du glaubst doch, daß der liebe Gott alle Dinge sieht und alles weiß?"

„Ja."

„Dann weiß er auch, was dir heute widerfahren ist. Glaubst du auch, daß er gut ist?"

„Gestern noch dachte ich, der liebe Gott wäre doch gar zu gut gegen mich. Heute aber ist alles Nebel und trübe."

„Dann wäre der liebe Gott also nur dann gut, wenn er alles thut, was wir wollen. Und doch meint er es oft am besten mit uns, wenn er unserem Willen entgegen tritt und sagt: ‚Menschenkind, du bist nicht auf dem rechten Weg, so kannst du nie zu mir kommen.‘“

„Glauben Sie, daß ich auf einem verkehrten Weg war?“ fragte Margaret ganz verwundert.

„Wir wollen's einmal untersuchen. Weißt du, was uns Gott im ersten Gebot befiehlt?“

„Daß wir ihn über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen sollen.“

„Hast du das gethan? Sagtest du mir nicht vorhin, du habest deine Mutter über alles geliebt? Darum sagt Gott jetzt zu dir: ‚Liebes Kind, ich muß dein Lebensschifflein so lenken, daß du mehr an mich denkst, sonst kommst du nicht näher zu mir. Ich will dir ein ganz kleines Kreuz auflegen, damit du mich nicht vergißt.‘“

„O, ich will gewiß den lieben Gott über alles lieb haben, wenn er nur macht, daß meine Mutter nicht den Mann heiratet.“

„Also wenn er thut, was du willst, dann willst du ihn lieb haben. Und deine Mutter hast du gar nicht lieb. Ich glaube, Kind, im Grunde hast du nur dich selbst lieb.“

Margaret senkte beschämt den Kopf.

„Wenn also dein Wille geschähe, dann würdest du dich freuen, deine Mutter aber würde betrübt sein, denn sie hat dir ja gesagt, sie hätte Herrn Roland gerne. Echte Liebe beweisen wir nur dann, wenn wir uns freuen können, daß der Gegenstand unserer Liebe glücklich ist, auch, wenn es sein muß, mit einem andern, den er uns vorzieht. Aber es hat ja niemand gesagt, daß deine Mutter dich nicht mehr liebt. Ich glaube, daß sie dich gerade so lieb hat wie früher, und daß dein gänzliches Ausbleiben heute abend ihr großes Leid verursachen würde. Auch wird sie es gewiß schmerzlich empfinden, wenn du ungezogen oder unfreundlich gegen den Mann bist, den sie

gerne hat. Jetzt mußt du beweisen, wen du lieber hast, dich selbst oder deine Mutter."

„Wenn es nur ein anderer wäre und nicht jener langweilige Herr Roland. Haben Sie ihn gestern nicht gesehen? Er war den ganzen Tag mit Mama bei dem Fest; hat er Ihnen gefallen?"

„Liebes Kind, er gefällt deiner Mutter und da hast du nur eines zu thun, und das ist — Gottes Gebot zu erfüllen: ‚Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren,' alles andere wird sich dann schon finden."

In ihrem Herzen freilich verstand die Lehrerin des Kindes Abneigung sehr wohl, ihr ging es selber ebenso, der Mann gefiel ihr nicht. Sie hatte sich schon im stillen über Frau Franzens Geschmack gewundert. Dem Kinde war jedoch nicht anders zu raten wie sie gethan.

„Einen Stiefvater zu haben ist aber doch schrecklich, meinen Sie nicht, Miß Schubert?"

„Nein, mein Kind, das meine ich durchaus nicht, denn ich habe selbst einen gehabt, und habe ihn sehr lieb gehabt, und er mich."

Das war nun eine große Ermutigung für Margaret.

„Dann sind nicht alle Stiefväter böse?"

„Nein, gewiß nicht; man findet sehr selten, daß ein gutes Stiefkind einen bösen Stiefvater hat. Wo es zwischen beiden nicht steht, wie es stehen sollte, da ist in der Regel Schuld auf beiden Seiten."

Als Margaret schwieg, fuhr die Lehrerin nach einer Weile fort:

„Es wird bei euch wohl manche Veränderung geben durch diesen Schritt deiner Mutter, manches wird dir nicht gefallen. Da kannst du eins von zwei Dingen thun: du kannst dich entweder trotzig und unliebenswürdig deinem Stiefvater widersetzen, mit Thränen, unter Murren und Klagen, dich dennoch in die neuen Verhältnisse fügen und so durch dein Verhalten

dich und andere unglücklich machen; oder du kannst beweisen, daß das, was deine Schulkameraden von dir sagten, als sie dich zur Maikönigin wählten, wahr ist. Weißt du, sie wählten das hübscheste und liebenswürdigste Mädchen unter den Schülern. Ob man hübsch oder häßlich ist, das kann man nicht helfen, das ist eine Gabe des lieben Gottes; aber ob man liebenswürdig ist, oder nur so scheint, dazu kann man selbst etwas thun. Beweise, daß du's wirklich bist, indem du dich willig und freudig fügst in das, was du nun einmal nicht ändern kannst. Wir werden es ja deinem Gesicht ansehen, ob es böse, häßliche, unfreundliche, unzufriedene Züge bekommt."

„Miß Schubert, wenn Sie immer bei mir wären und mir das Rechte sagten, dann, glaube ich, könnte ich's thun; aber wenn mir niemand hilft und ich auch nicht Mama immer alles erzählen kann, dann fühle ich mich so schrecklich allein und unglücklich."

„Liebes Kind, du hast ja einen Freund, der immer bei dir ist, dem du nie ungelegen kommst, der stets bereit ist zu hören und zu helfen. Dem lieben Gott sage alles!"

„Hilft er denn auch gewiß?"

„Ja, er hilft gewiß, aber nicht immer so, wie wir es uns vorstellen und wünschen. Siehe, weil Gott alles weiß, kann er auch das sehen, was wir nicht sehen. Wenn du ihn also bittest: ‚Lieber Gott, gieb oder thue mir dies und das', und er sieht vorher, daß dir das nicht gut ist, so wäre es ja recht traurig, wenn er dir deinen Willen zu deinem eigenen Schaden erfüllte. Ich will dir ein kleines Sprüchlein sagen, wenn du das recht gut lernst, lernst mit dem Herzen sagen, dann wirst du immer ruhig und glücklich sein; das Sprüchlein heißt: ‚Lieber Gott, nicht wie ich will, sondern wie du willst!'"

Margaret schlang ihre Arme um ihrer Lehrerin Hals und sagte: „Miß Schubert, ich bin Ihnen so dankbar, daß Sie mit mir gesprochen haben. Mein Herz thut mir lange nicht mehr so weh wie vorher. Ich kann jetzt doch schon ein klein wenig durch den Nebel sehen."

„Mein liebes Kind, der liebe Gott will dich jetzt in seine Schule nehmen, und wenn du aufmerkst, wirst du immer erkennen, daß er es gut meint, auch wenn er uns schwere Aufgaben giebt.

‚Über Nacht, über Nacht
Kommt Freud' und Leid,
Und eh' du's gedacht,
Verlassen dich beid'
Und gehen, dem Höchsten zu sagen,
W i e du sie getragen.'

So heißt es in einem Gedicht."

Damit schloß die Lehrerin Margaret innig in ihre Arme, küßte sie und sagte:

„Jetzt kommen die andern Kinder schon wieder vom Mittagessen zurück; iß auch du jetzt ein wenig, damit du diesen Nachmittag nicht flau wirst, und dann gehe ein wenig in die frische Luft. Deine Kameraden haben noch gar keine Gelegenheit gehabt, ihre Exkönigin zu sprechen. Zeige ihnen ein fröhliches Gesicht, und deinen Kummer klage dem lieben Gott; wie heißt doch noch das Sprüchlein?"

„‚Nicht wie ich will, sondern wie du willst!' Ja, ich will's mit dem Herzen sagen lernen. Ich danke Ihnen, liebe Miß Schubert."

Draußen wurde Margaret schon lange erwartet. Alle Mitschüler waren neugierig zu wissen, weshalb sie, das immer fröhliche Mädchen, geweint habe. Aber ihre Neugier wurde nicht befriedigt. Wir wollen lieber vom Maifest sprechen, meinte Margaret, und das war auch ein unerschöpfliches Thema. Margaret war selbst erstaunt, daß sie bei all ihrem Herzeleid noch lachen konnte. Als aber beim Hineingehen in die Schule eine besondere Freundin den Arm in den ihrigen schlang und vertraulich fragte: „Sag, Maggie, ist's wahr, was sich die Leute erzählen, daß deine Mama heiraten will?" da gab's ihr doch einen argen Stich ins Herz. Margaret sagte aber tapfer: „Ja, aber ich möchte lieber nicht davon sprechen, sage

es den andern." Damit war jegliche Erwähnung der Sache abgethan, denn Kinder sind sehr rücksichtsvoll gegen einander, wenn eine solche Bitte an sie gerichtet wird.

Frau Franzen, Margarets Mutter, war auf einer Farm in der Nähe von Fingal aufgewachsen. Sie hatte die Schulen, wie sie auf dem Lande eben zu haben sind, besucht und notdürftig Lesen, Rechnen und Schreiben gelernt. Als sie sechzehn Jahre alt war, schickten ihre Eltern sie zur Stadt, um bei einer Kleidermacherin in die schöne Kunst des Nähens eingeweiht zu werden. Gerade neben dem Hause der Näherin war ein Herren-Kleiderladen, der einem Junggesellen gehörte. Dieser fand Gefallen an dem hübschen, frischen Landmädchen, ja es passierte ihm, was er in seinem Leben nicht für möglich gehalten hatte, er verliebte sich in ein Kind, welches kaum halb so alt als er selber war, und begehrte es zur Frau. Und sie? — Ihr gefiel es in der Stadt viel besser, als auf dem Lande; die Aussicht, über Herrn Franzens store, in den schönen, feinen Räumen als Hausfrau zu schalten, war viel verlockender, als einmal Farmerfrau zu werden und die Bürde einer ganzen Landwirtschaft auf den Schultern zu haben.

Da Herr Franzen außer seinem Kleidergeschäft, welches recht gut ging, noch ein kleines Kapitälchen auf Zinsen hatte, waren des Mädchens Eltern wohl zufrieden, wenn die Tochter den älteren Mann heiratete. So wurde sie Frau Franzen und lebte recht zufrieden mit dem Manne, der durch ihren Besitz hochbeglückt war und seiner jungen Frau alles zuliebe that. Doch die Freude währte nicht lange. Als ihr erstes Kind, Margaretchen, noch nicht zwei Jahre zählte, bekam er Lungenentzündung und starb. — In seiner Krankheit noch um die Zukunft seiner jungen Frau besorgt, vermachte er ihr bedingungslos sein ganzes Eigentum, damit sie sorgenfrei leben könne mit ihrem Kinde. Auf die Vorstellungen seiner Freunde, sein Testament doch lieber zu Gunsten seines Kindes

zu machen, gab er zur Antwort: „Die Mutter wird für das Kind sorgen."

So hatte Margaret ihren Vater eigentlich nicht gekannt und hatte keine Erinnerung an ihn. Ihre einzige Vorstellung von ihm war nach einem großen Bilde, welches in ihrem besten Zimmer hing, wo ein freundlicher Herr aus dem Rahmen zu ihr niederlächelte. Frau Franzen schien das Vertrauen ihres verstorbenen Mannes rechtfertigen zu wollen. Jahre vergingen und sie lebte nur für ihr Kind. Ihre Mittel waren ausreichend, anständig zu leben, und dem Kinde ging nichts ab; was andere hatten, bekam es auch, was andere lernten, mußte es auch lernen. Wenn je sich ein Freier der jungen Witwe genähert hatte, er hatte keine Gnade gefunden. Frau Franzen selbst war in gesellschaftliche Kreise gekommen, die weit über ihren eigentlichen Stand und ihre Bildung hinaus lagen. Ihr Stand war vergessen, und was die Bildung anbetraf, so war sie klug genug, zu schweigen, wo sie nicht mitreden konnte. Ihre äußere Erscheinung und ihre finanziellen Verhältnisse öffneten ihr die Thüren der besten Häuser des kleinen Städtchens.

So war es gewesen, bis Frau Franzen, bei Gelegenheit eines Besuches auf dem Lande bei ihren Eltern, Herrn Roland kennen lernte. Derselbe war auch eines Farmers Sohn aus der Gegend. Da er aber keine Lust zeigte zur Landwirtschaft, hatte er in einer größeren Stadt ein Business College besucht. Neben Schönschreiben, Rechnen und Buchführen verstand er sich auch darauf, feine Cigarren zu rauchen und einen Cylinder zu tragen. Und weil er's den großen Herren in der großen Stadt so „trefflich abgeguckt" hatte, so galt er jetzt auch für einen großen Herrn auf dem Lande. Groß-gewachsen war er und recht ansehnlich von Figur. Manch eine junge „ländliche Schönheit" schwärmte für den schönen Herrn Roland; aber die paßten ihm nicht. Sein Sinn stand nach der Stadt. In irgend einem Geschäft sich unterzuordnen, seine Kenntnisse

zu verwerten, sich nach und nach herauf- und herauszuarbeiten, dazu war er viel zu groß und — zu bequem. Am liebsten wäre er gleich selbständig und Herr geworden. Dazu aber gehörte Geld. Sein Vater hatte wohl eine wertvolle Farm, aber kein bares Geld, es seinem Sohne ins Geschäft zu geben, zumal er noch sechs andere Kinder hatte. So hatte der Vater dem Sohn den Rat gegeben: „Sieh dich nach einer reichen Frau um!" Und diesen Rat befolgte Herr Roland gerade, als er mit Frau Franzen zuerst zusammentraf. Die war doch ganz anders, als die ländlichen Schönheiten seiner Heimat. Das war eine Dame. Ja, sie hatte die ganzen Manieren und den Ton einer „feinen Dame!" Dazu erfuhr er bald, daß sie „reich" sei. Das konnte ihm gerade passen. So ein „warmes Nest" hatte er gesucht. Daß die Frau fünf Jahre älter war, als er selber, und eine heranwachsende Tochter hatte, — das mußte er mit in den Kauf nehmen, daran ließ sich eben nichts ändern; im übrigen waren ja die Verhältnisse gerade wie für ihn gemacht.

Er bewarb sich denn auch bald sehr eifrig um die Gunst der schönen Witwe. Dieser gefiel es wohl, bei ihrem Besuch auf dem Lande einen steten Begleiter und einen so eifrigen Verehrer zu haben. An eine Heirat dachte sie nicht. Als er ihr wirklich einen solchen Antrag machte, wies sie ihn lachend ab. Nachher kamen ihr in der Stille ihres eignen Hauses freilich ernstere Gedanken. Das Stillleben mit ihrem Kinde, das sie in den zehn Jahren seit ihres Mannes Tode nie unangenehm empfunden hatte, schien ihr jetzt auf einmal unerträglich. Nach und nach fing sie an zu bereuen, daß sie ihren jungen Freier so kurzweg abgewiesen hatte. Was würden ihre Freunde wohl sagen, wenn sie wüßten, daß sie einen so jungen und hübschen Verehrer habe? Es dauerte gar nicht lange, so fing sie an, sich nach ihm zu sehnen; ganz unverhohlen war ihre Freude, als sie ihm eines Tages „zufällig" auf der Straße ihres Städtchens begegnete. So hörte sie es denn auch gerne, als er ihr mitteilte, daß ihn Geschäfte in den Ort ge-

führt, und er sich erlauben würde, sie als eine alte Bekannte aufzusuchen.

Daß seine Geschäfte einzig und allein ihr galten, konnte sie nicht ahnen. Er hatte gar nicht die Absicht gehabt, den vermeintlichen Goldfisch so leicht aufzugeben, und er fand den Weg zu seinem Ziel diesmal sehr leicht. Bei diesem Wiedersehen wurde es Frau Franzen klar, daß sie ihren verstorbenen, ältlichen Mann eigentlich nie recht geliebt hatte. Jetzt war sie verliebt und sah alles im rosigsten Licht.

Herr Roland suchte sie noch am nämlichen Abend in ihrer Wohnung auf. Da am folgenden Tag das große Maifest stattfinden sollte, so wurde zwischen ihnen verabredet, sich dort zu treffen. Frau Franzen war nicht wenig erfreut, als Herr Roland sie in einem schönen Zweispänner abholte, mit ihr zum Festplatz hinaus fuhr und sich den ganzen Tag ausschließlich ihr widmete, ungeachtet der vielen schönen Mädchen, die er bei dem Fest zu treffen Gelegenheit hatte.

Als er dann am Abend, nachdem Margaret zu Bett geschickt worden war, in beredten Worten seinen Antrag wiederholte und von seiner Liebe sprach, wußte er schon im voraus, daß er keine Fehlbitte thun würde. Nicht der leiseste Zweifel trübte Frau Franzens großes Glück, als sie an jenem Abend als liebende Braut mit ihrem Verlobten Zukunftspläne machte. Keinen Augenblick stieg der Gedanke in ihr auf, daß nicht ihre Person, sondern ihr Geld Herrn Roland angezogen habe. So aufrichtig, wie sie ihn liebte, glaubte sie sich von ihm geliebt und willigte gerne ein, als er ihr vorstellte, wie viel vorteilhafter es für sie sein würde, diese und jene Änderung zu machen.

So meinte er, z. B. würde der Ladenraum, der seit ihres Mannes Tode an einen pünktlichen Geschäftsmann vermietet war und unter dem alten Namen „Franzens Clothing House“ seine monatliche gute Rente brachte, sich in einen schönen Buchladen verwandeln lassen. Da ja doch, wie er bemerkt

habe, im Städtchen noch kein solcher vorhanden sei und deshalb auch keine Konkurrenz zu fürchten wäre, so müsse sich ein solcher voraussichtlich gut bezahlt machen.

Frau Franzen war mit allem einverstanden. Daß die Einrichtung des Buchladens und die Anschaffung der Bücher, alles natürlich im elegantesten Stil, den größten Teil ihres Kapitals verschlingen würde, dessen Zinsen bisher ihr und ihrer Tochter ein so bequemes Leben erlaubt hatten, das bekümmerte sie auch nicht; sie glaubte ja so gerne, was ihr Verlobter ihr vorstellte, daß der Buchladen viel mehr einbringen würde. Vielleicht glaubte er es auch selber; jedenfalls aber war er der Meinung, daß wo das Geld zur Einrichtung hergekommen war, noch viel mehr zu holen sei.

Frau Franzen war glückliche Braut, fragte niemand um Rat und brauchte keinen um Erlaubnis zu fragen. Das Eigentum war ihr unbedingt vermacht, und ihrem Kinde würde ja der Mehrgewinn zu gute kommen, so antwortete sie, wenn wirklich ein wohlmeinender Freund ein Wörtchen darüber zu sagen wagte. Warnungen von Freundinnen galten ihr gar nichts, sie waren ja ihrer Meinung nach nur der Ausdruck des Neides, den sie natürlich empfinden mußten, daß ihr das Glück zu teil geworden sei, einen so hübschen, jungen und eleganten Herrn ihren Bräutigam zu nennen. Daß die Freundinnen diesen „hübschen, jungen und eleganten Herrn" hinter ihrem Rücken einen „Bauer im Tuchrock und Stovepipe" nannten und sich über seine Bärentatzen und Katzenbuckel lustig machten, ahnte sie nicht. Ihr war er die verkörperte Vollkommenheit.

* * *

Als Margaret nach Schulschluß, wohl mit schwerem Herzen, aber mit dem festen Entschluß, den Rat der lieben Lehrerin zu befolgen, nach Hause kam, war sie sichtlich erleichtert, statt ihrer Mutter und deren Freund einen Zettel vorzufinden, worauf stand, daß sie ausgegangen seien, zum Nachtessen aber zu Hause sein würden. Margaret verstand wohl, was ihre

Mutter damit sagen wollte. Erst kamen ihr trotzige, böse Gedanken, als sie in ihre Wohnung eintrat und ihr der unangenehme Tabakgeruch entgegen strömte. Wo sonst alles so ordentlich und aufgeräumt gewesen, waren überall Spuren von dem unliebsamen Besuch. Ihre Mutter mußte es sehr eilig gehabt haben mit dem Ausgehen. Der Mittagstisch war nicht abgeräumt und die Küche nicht gefegt.

„Man muß beweisen, ob man liebenswürdig ist, oder nur so scheint," hatte die Lehrerin gesagt und ihr zu bedenken gegeben, „ob sie sich selbst oder ihre Mutter am meisten liebe." Gewiß, sie hatte ihre Mutter wirklich lieb, sie wollte es beweisen; so machte sie sich an die unliebsame Arbeit, das Geschirr zu waschen und aufzuräumen.

Als gegen abend die Mutter in Begleitung von Herrn Roland nach Hause kam, war sie nicht wenig erstaunt, einen gedeckten Tisch, ordentliche Küche und kochenden Theekessel vorzufinden. Wo war ihr heftiges, trotziges Kind von heute morgen?

Margaret war gerade im Wohnzimmer damit beschäftigt, die Cigarrenasche mit einem kleinen Handbesen vom Fußboden aufzukehren. Sie war sehr verlegen, als Herr Roland eintrat, ihr Herz klopfte so heftig, daß sie nicht im stande gewesen wäre, etwas zu sagen, selbst wenn ihr eingefallen wäre, was sie wohl sagen könnte und sollte. Sich anders zu stellen wie sie fühlte, hatte sie noch nicht gelernt; ihr Gefühl war kein sehr freundliches gegen diesen Mann, der sich, wie sie meinte, zwischen sie und ihre Mutter drängte. Deshalb blieb sie bei ihrer Beschäftigung in gebückter Stellung, heimlich hoffend, daß Herr Roland sie anreden und ihr über die erste Verlegenheit hinüber helfen würde. Ebenso fürchtete sie, ihre Mutter würde sie ihm förmlich als zukünftige Tochter vorstellen. — Beides geschah nicht. Ihre Mutter ging gleich in die Küche. Herr Roland schritt durchs Wohnzimmer, warf sich nachlässig in einen großen Schaukelstuhl und schien ihrer Arbeit belustigt

zuzuschauen. Seine Anrede: „Ei, ei, mein Kind, das ist ja schön, daß du dich nützlich machst," trieb ihr das Blut ins Gesicht. Was war's? Daß er sie „mein Kind" anredete? oder daß er an ihre „Nützlichkeit" dachte? Oder war es der Ton, in dem er die Worte gesagt hatte? Sie wußte es selbst nicht, aber sie fühlte, er habe ihr nichts Unangenehmeres sagen können; dazu hatte er auch schon wieder eine Cigarre im Munde, das hörte sie an seinem Sprechen. Ohne ein Wort der Erwiderung verließ sie das Zimmer.

Er hatte sie gar nicht weiter beachtet. Die Zeitung, die auf dem Tisch lag, interessierte ihn mehr, als das Kind, welches er als Zugabe mit in den Kauf nehmen mußte. Kinder interessierten ihn überhaupt nicht, er hatte sich nie mit ihnen abgegeben und verstand auch gar nicht, sich ihnen zu nähern. Er nahm auch nachher, beim Abendessen, keinerlei Notiz von Margaret und redete ausschließlich mit ihrer Mutter über allerlei Veränderungen, die sie zu machen gedachten! Margaret sagte kein Wort, sie gab sich alle Mühe, unbekümmert auszusehen, während sie innerlich sich doch so gänzlich vereinsamt und überflüssig fühlte. Nach dem Essen ging sie auch nicht ins Wohnzimmer, wie noch am Abend vorher, sondern setzte sich mit ihren Schulaufgaben an den Küchentisch, und als sie müde wurde, schlüpfte sie unbemerkt fort und ging zu Bett. Tief vergrub sie ihr Gesicht in die Kissen und machte ihrem gepreßten Herzen noch einmal in Thränen Luft.

Doch bald kamen zu dem verlassenen Kind die Tröster der Nacht. Erst die guten Gedanken. Sie durchdachte noch einmal alles, was sie mit ihrer Lehrerin gesprochen hatte. Sie hatte sich fest vorgenommen, nicht trotzig und unliebenswürdig zu sein. Wenn der liebe Gott es wollte, daß Herr Roland ihr Stiefvater werden sollte, dann wollte sie sich gerne in seinen Willen fügen. „Nicht wie ich will, sondern wie du willst," sagte sie sich immer wieder vor. Aber sie konnte es doch nicht helfen, daß sie Herrn Roland nicht leiden mochte, und sie

konnte es ja auch nicht helfen, daß es sie traurig machte, nicht mehr so schön allein mit ihrer Mutter wohnen zu können. Aber sie wollte auch ihre Mutter nicht traurig machen, sie wollte sich alle Mühe geben, ihre Gefühle vor ihr zu verbergen. — Dieser Gedanke kostete ihr wieder einen Thränenstrom. Sie hatte ja immer ihrer Mama alles gesagt. Ach, sie fühlte sich so einsam.

Da kamen ihr wieder die Worte der Lehrerin in den Sinn: „Du hast ja einen Freund, der immer bei dir ist, — dem lieben Gott sage alles, — er will dich jetzt in seine Schule nehmen.“ Und dann hatte die Lehrerin auch noch etwas gesagt von Freud' und Leid, die, wenn sie uns verlassen, hinaufgehen und dem lieben Gott erzählen, wie wir sie getragen haben. Der Mond schien jetzt eben klar und hell durch die Wolken hindurch ins Zimmer. „Nein, Mond, du sollst oben im Himmel nicht erzählen, daß hier ein kleines Mädchen liegt und weint, weil der liebe Gott nicht thut, wie es will!“ — Sie faltete die Hände und schaute immer dem Mond in sein freundliches Angesicht, bis der letzte Tröster, Schlaf, kam und ihre Gedanken über den himmlischen Vater, den irdischen Vater und den Stiefvater im Traume verschwammen.

Als die Mutter um mitternacht ins Zimmer kam, zog sie erschrocken die Gardinen zu, weil das Kind im hellen Mondschein schlief. Sie hatte nicht das liebliche Bild des schönen, mit gefalteten Händen und mit getröstetem, friedvollem Antlitz schlafenden Kindes in sich aufgenommen, das hatten nur die Engel gesehen und droben erzählt, wie Margaret ihr erstes, großes Leid getragen.

Im Lauf der Zeit wunderte sich die Mutter freilich sehr über Margarets Wesen. Es war so anders wie sie erwartet hatte. Sie schien sich ja über alle Erwartung leicht und gut in die Veränderung zu schicken! Sie sprach nie davon, und die Mutter vermied auch ängstlich jede Erwähnung, aus Furcht vor einer ähnlichen Scene, wie an jenem ersten Morgen. Die

frühere Vertraulichkeit zwischen Mutter und Kind hatte ganz aufgehört, der Mutter zuerst kaum bewußt. Sie hatte ja jetzt so viel zu bedenken und mit ihrem Bräutigam zu besprechen. Nach und nach mußte es ihr freilich auffallen, daß Margaret immer so still war, die stürmischen Umarmungen ganz eingestellt hatte und sich begnügte mit dem „formellen" Gutenachtkuß, über den sie sich das erste Mal so entrüstet beklagt hatte. Selbst wenn die Mutter einmal zu etwas herzlicheren Liebesbezeugungen geneigt war, schien es ihr, als ob sich Margaret denselben entzog. Die Mutter konnte es ja freilich nicht wissen, daß das Kind sich in Gefahr fühlte, in heftige Thränen auszubrechen und seinen ganzen Kummer in der Mutter Armen auszuweinen, weil es aber die Mutter nicht mit seinem Leid betrüben wollte, Vertraulichkeiten und Liebesergüsse vermied.

Im ganzen war es Frau Franzen sehr lieb, daß Margaret „verständig" wurde, wie sie meinte. Wem sie es zu verdanken hatte, daß sie anstatt ein heftiges, störrisches, egoistisches Kind eine gefällige, stille Tochter mit in ihre zweite Ehe bringen durfte, hat sie wohl nie ausfindig gemacht. Gewiß aber ist es jener Lehrerin nicht unvergolten geblieben, daß sie Engeldienste an diesem Kinde gethan, als sie zur rechten Stunde den guten Samen in dieses Herz streute.

Ehe der Mai zu Ende war, wurde aus der Frau Franzen eine Frau Roland. Das alte Geschäftsschild, das seit dem Bau des Hauses ein Teil desselben gewesen war, wurde durch ein nagelneues ersetzt, welches den Einwohnern von Fingal verkündete, daß es etwas noch nicht Dagewesenes im Städtchen gäbe, nämlich einen „Bookstore".

Sehr schön zierte das neue Schild das Haus; sehr einladend lagen die Prachtbände, Musikalien und Bilder im Schaufenster; sehr schmuck machte sich die neue Einrichtung des Ladens; sehr vornehm und bequem saß der Eigentümer im Lehnstuhl hinter seinem Pult. Ja, er hatte Zeit genug, eine

Cigarre nach der anderen zu rauchen und ein Buch nach dem andern zu lesen, denn sehr langsam kamen die Kunden. Zuerst trieb die Neugierde freilich manchen, sich einmal einen Buchladen anzusehen, und etwas mußte man doch kaufen. So fanden die Bleistifte und Federhalter ziemlich schnellen Absatz. Aber der einfache deutsche Mann hat kein Bedürfnis für Bücher. Die tägliche Zeitung genügt ihm vollständig, ihm fällt's gar nicht ein, sein Geld an weitere Lektüre zu verschwenden, es sei denn, daß ein „Reisender" ihn mit seinem „satchel" überfällt und er als einziges Mittel, die beredte Zunge mitsamt dem „satchel" los zu werden, einen Prachtband kauft, der dann als Schaustück auf dem Parlortisch prangt. Die wenigen wirklich gebildeten Deutschen und die kleine Zahl der Amerikaner im Ort wären kaum im stande gewesen, ein Geschäft im Flor zu halten, selbst wenn sie alle ihre litterarischen Bedürfnisse bei Herrn Roland befriedigt hätten. Aber viele von ihnen standen schon seit Jahren mit großen Buchhandlungen in Beziehung und jetzt fiel es ihnen gar nicht ein, im Ort selbst sich teuer zu kaufen, was sie eben so gut mit Rabatt direkt vom Verlagshaus bekamen.

Schulbücher waren freilich immer nötig, doch diese waren wie bisher in jedem Laden und jeder „Grocery" zu bekommen. Herr Roland hatte es nicht für nötig gehalten, sich von jedem Geschäft das Privilegium zu erwerben, im Städtchen alleiniger Verkäufer von Büchern zu sein.

Es wurde Herrn Roland bald klar, daß der Buchhandel nicht so flott ging, wie er gemeint hatte. Es dauerte auch nicht sehr lange, bis er entdeckte, daß die vermeintliche „reiche Witwe" nur ein sehr mäßiges Vermögen besaß. Ihr aber blieb nun die Aufgabe, die sie in ihrem Leben noch nicht zu lernen nötig gehabt hatte, nämlich — zu sparen!

* * *

Unterdessen war fast ein Jahr verflossen. Für Margaret hatte es viele Veränderungen gebracht. Zunächst war sie viel

sich selbst überlassen. Sie hatte jetzt ihr Zimmerchen für sich und machte dort ihre Schulaufgaben; ja in der ersten Zeit war sie oft Abend für Abend allein zu Hause, denn das junge „Ehepaar" mußte „Besuche" machen, oder es ging sonstigen Vergnügungen nach. Margaret hatte außer der Schulzeit nie viel mit anderen Kindern verkehrt. Die Gesellschaft ihrer Mutter hatte ihr genügt, und die Mutter hatte auch kein Herumlaufen in der Nachbarschaft erlaubt. Wenn sie jetzt auch öfter sagte: „Kind, gehe doch zu deinen Freundinnen, oder lade sie zu dir," so meinte Margaret, sie wäre lieber allein. Daß sie aber oft, wenn sie stundenlang in den stillen Räumen allein saß, Heimweh hatte, Heimweh nach der Zeit, die unwiederbringlich dahin war, sagte sie nicht.

An Arbeit fehlte es ihr nicht. Das war auch eine Veränderung, die unversehens für sie gekommen war. Sonst hatte sie der Mutter wohl auch in ihrem kleinen Haushalt geholfen; jetzt aber hieß es: „Laß doch Margaret das Geschirr waschen!" — „Margaret, sorg', daß das Abendessen fertig ist!" — „Das große Mädchen muß sich nützlich machen!" Ja, in der ersten Zeit hatte Herr Roland einmal gemeint: „Ich würde eigentlich nie erlauben, daß meine Frau ohne Dienstmagd wäre, wenn sie nicht die große Tochter hätte, die ihr die Arbeit schon abnehmen kann."

Es gab auch jetzt mehr Arbeit als früher, als Mutter und Tochter noch allein waren. Herr Roland liebte eine gute Küche; er nahm es gar nicht sehr genau, ob er mit oder ohne Überschuhe ins Zimmer kam; er hatte die ländliche Gewohnheit, stets einen „spittoon"*) zu bedürfen; er hatte sich vom „Gentleman" nur so viel angewöhnt, als seiner Bequemlichkeit zusagte. So putzte er auch seine Stiefel nicht selbst, sondern erwartete, daß die „große Tochter" ihm diesen Dienst leistete. Als er ihr das erste Mal seine Stiefel hinsetzte, hatte Margaret bei sich selbst gedacht: „Nein, das thue ich nicht,

*) Spucknapf.

seine Schuhe kann er selbst reinhalten, er hat ja gar nichts anderes zu thun," und hatte sie ungeputzt stehen lassen. Als sie aber sah, daß ihre Mutter stillschweigend die Stiefel aufnahm und putzte, da war ihr Trotz gebrochen. Wenn eine von ihnen beiden diese Arbeit besorgen mußte, so wollte sie's doch lieber selbst thun.

Bald kamen auch noch größere Veränderungen. Margaret hatte schon etliche Jahre Musikunterricht bekommen. Jetzt hieß es: „Das Geschäft geht im Anfang noch nicht so gut, und das Geld ist knapp, die Stunden müssen eine Zeit lang ausgesetzt werden." „Nur eine Zeit lang," tröstete die Mutter, als sie sah, wie schwer diese Veränderung ihrer Tochter wurde. „Du kannst ja desto eifriger üben, damit du nichts vergißt, und nachher holst du das Versäumte schnell nach." Es kostete Margaret doch einen harten Kampf, sich ohne Murren zu fügen. Sie liebte Musik über alles und hatte sehr eifrig gelernt. Ihr Verstand sagte ihr auch, daß diese Entsagung nicht nötig gewesen wäre, wenn — Herr Roland nicht gekommen wäre. — War denn ihre Mutter jetzt wirklich glücklicher als vorher? Die Frage kam ihr oft, und sie fand keine Antwort.

Die Zeit, daß die Musikstunden wieder begonnen werden konnten, kam nicht. Die Mutter, die, so lange Margaret sich erinnern konnte, stets frisch und gesund gewesen war, wurde kränklich; einzelne Schulstunden, ja Tage und Wochen, mußten ausgesetzt werden. Als die Maisonne wieder hell am Himmel stand, war bei Margaret ein kleines Schwesterchen eingekehrt. Sie, die gefeierte Maikönigin vom letzten Jahr, konnte nicht einmal mit hinausziehen ins Freie, sie hatte zu Hause sehr viel zu thun, so viel, daß sie nicht einmal Betrachtungen über sonst und jetzt anstellte. Margaret freute sich über das Schwesterchen und übernahm gerne alle damit verbundene Arbeit. Jetzt hatte sie doch etwas, das sie so recht innig lieb haben konnte, das sie stürmisch liebkosen durfte,

das bei ihr in den stillen Räumen war, wenn die Eltern ausgingen. Und die Eltern wiederum fanden es recht bequem, ein so zuverlässiges Kindermädchen zu haben. Nur ihr geliebtes Klavierspiel litt unter diesem Familienzuwachs. Die Zeit zum Üben fehlte so oft, und war wirklich die Zeit dazu vorhanden, so hieß es: „Es geht jetzt nicht, die Kleine schläft.“ Als dann später dem Schwesterchen ein Brüderchen und abermals, nach Jahresfrist, ein Schwesterchen folgte, da war vollends keine Rede mehr vom „Üben“, bis der Vater meinte: „Den Raum hätten wir auch nötiger; wozu steht das unnütze Möbel bei uns! Ich habe gerade eine gute Gelegenheit, das Klavier vorteilhaft zu verkaufen.“ Daß er diese Gelegenheit schon lange ängstlich gesucht hatte, sagte er nicht, auch nicht, daß sie das Geld sehr nötig hatten.

Margaret war es, als ob man einen lieben Toten fort trüge, als man ihr Klavier aus dem Haus brachte; sie stand nachher lange unter dem Bild ihres eigenen Vaters, das jetzt so verlassen über dem leeren Platz an der Wand hing. Lange schaute sie in sein freundlich lächelndes Angesicht; aber ihre Gedanken waren nicht bei dem Vater, den sie nicht gekannt hatte, sie mußte nur an diesem Platz, an welchem sie die glücklichsten Stunden ihres Lebens gesessen und oft beim Spiel zu dem freundlichen Antlitz an der Wand aufgeschaut hatte, ihren Spruch sagen lernen: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ Dieses Mal wurde es ihr sehr schwer, die bösen Empfindungen niederzukämpfen. Viel zu lernen, ein in allen Künsten und Wissenschaften wohlunterrichtetes Mädchen zu werden, das war von jeher nicht nur ihr, sondern auch ihrer Mutter Wunsch für sie gewesen. Als ganz selbstverständlich hatte sie mit den Kindern der reichsten und angesehensten Familien des Ortes verkehrt. Und wie war es jetzt? Margaret blickte auf ihre von der vielen Hausarbeit rauh gewordenen Hände und auf ihr abgewaschenes Kleid; sie gedachte daran, daß sie jetzt gar nicht mehr mit anderen Kindern ihres

Alters verkehrte und von ihren früheren Freundinnen zu keinen von ihren „parties“*) eingeladen wurde. Sie hätte ja doch nicht teilnehmen können, weil ihre Hilfe im Hause nötig war und weil das Geld fehlte zu neuen, passenden Kleidern. Ach, das alles hätte sie noch verschmerzt, wenn sie nur hätte zur Schule gehen können! Und nun war auch noch ihr Letztes hin — das liebe Klavier, das sie noch immer an die schöne Zeit erinnert hatte! — Warum mußte es auch so kommen? War es so wirklich besser für sie?

„Margaret, wo steckst du nur? hörst du nicht, daß die Kleinen nach dir schreien?“ rief die Mutter aus dem anstoßenden Zimmer und schreckte Margaret aus ihrem trüben Sinnen auf. Schnell wischte sie mit der Hand über die Augen und ging zu den kleinen Geschwistern.

Die Schule besuchte Margaret schon lange nicht mehr. Mit vierzehn Jahren, hatte der Stiefvater gemeint, brauche kein Mädchen mehr in die Schule zu gehen. Wenn es lesen, schreiben und zur Notdurft rechnen könne, so sollte es sich in allen häuslichen Sachen, wie Kochen, Bügeln, Waschen und Nähen, üben. Margaret wisse schon eben so viel aus den Büchern wie ihre Mutter, und was würde es dieser jetzt nützen, wenn sie alle die höheren Wissenschaften nebst Musik, Malen und dergl. gelernt hätte! all das sei verlorene Zeit und weggeworfenes Geld; in der Haushaltung und beim Kinderlärm habe man für dergleichen keine Zeit, und Kochen und Kindererziehen sei doch der Frau Beruf. Ihre Mutter habe ihre Hilfe jetzt sehr nötig im Hause.

In Margaretens Bitte, doch wenigstens an den Tagen, an welchen sie nicht unbedingt bei der Arbeit nötig sei, noch zur Schule gehen zu dürfen, hatte die Mutter eingewilligt. Aber die Tage kamen so selten, daß Margaret bald selbst einsehen mußte, es sei besser, den Schulbesuch lieber ganz aufzugeben, da sie doch mit ihrer Klasse nicht Schritt halten konnte.

*) Gesellschaften.

Am schwersten wurde es ihr, die geliebte Lehrerin zu verlassen, die ihr noch oft, wie an jenem ersten Tage, mit Trost und gutem Rat beigestanden und sie ermutigt hatte, auf dem Wege, der für ein heranwachsendes, lebensfrisches Kind ein sehr saurer Weg der Pflicht war, fröhlich weiter zu gehen. So leid es Fräulein Schubert selbst that, diese Knospe, die zu so schönen Hoffnungen zu berechtigen schien, unter dem Druck häuslicher Verhältnisse verkümmern zu sehen, so zeigte sie Margaret doch deutlich, daß ihre Pflicht vor allen Dingen der kindliche Gehorsam sei; daß, wenn Gott sie solche Wege führe, er wohl wisse, warum er es thue, und sie würde es auch hernach erfahren.

Was wäre wohl aus Margaret geworden ohne die liebevolle Seelsorge dieser Lehrerin? Der Same, den sie in das junge Herz streute, ging auf und wuchs und gab dem Kinde Kraft, in allen Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens heiter und fröhlich zu bleiben. Ihre Mutter meinte zwar: „Margaretchen hat das allezeit heitere Wesen von ihrem Vater geerbt.“ Sie wußte nicht, aus welcher Quelle ihre Tochter Kraft schöpfte, die Enttäuschungen geduldig zu tragen und die oft unangenehmen und ermüdenden Arbeiten mit frohem Mute zu verrichten.

Margaret wußte nicht, ob ihr Vater diese Quelle auch gekannt habe und ob vielleicht deshalb ein so freundlich lächelndes Gesicht aus dem Rahmen hernieder auf sein Kind blicke. Ihr Stiefvater hielt nicht viel von der Religion. Mit einer abwehrenden Handbewegung warf er die ganze Sache weit von sich, als etwas, darüber er längst hinaus sei. Frühe war Margaret mit ihrer Mutter regelmäßig zur Kirche gegangen. Das hatte längst aufgehört. Krankheit und die kleinen Kinder hinderten sie wohl zum Teil; aber Margaret schien es doch manchmal, als ob ihre Mutter jetzt anders wäre als früher, als ob ihr nichts daran läge, zur Kirche zu gehen. Sonntag morgens war auch kein „Fertigwerden“. Es ver-

gingen oft Wochen, ohne daß Margaret, die es doch sehr wünschte und danach verlangte, einmal zum Gotteshause kommen konnte. Gewiß hätte sie nicht geduldig und freundlich bleiben können, wenn sie nicht den Freund gekannt hätte, der, wie ihr die Lehrerin gesagt hatte, immer bei ihr sei, dem sie nie ungelegen komme, und der ihr stets helfen werde, wenn sie ihn darum bitten würde.

Mit ihrer Mutter über ihr tiefinnerstes Seelenleben reden, das konnte Margaret nicht. Sie hatte es jetzt ganz verlernt, sich vertraulich gegen sie auszusprechen. Äußerlich waren sie dieselben, Mutter und Tochter, die in Frieden und Eintracht mit einander arbeiteten; innerlich aber waren sie weit, weit auseinander gewachsen. Nicht drei, nein dreißig Jahre schienen Margarete zu liegen zwischen jener Zeit, wo sie ihrer Mutter Eins und Alles war, und der jetzigen, wo dieselbe so viel zu thun, zu sorgen und zu lieben hatte. Oft, wenn Margaret die Liebkosungen der Mutter mit den kleinen Geschwistern ansah, kam ihr die Erinnerung an frühere Zeiten, in denen ihr eigenes Verhältnis zur Mutter ein ebenso herzliches gewesen war; dann wollte eine Bitterkeit über ihr Herz kommen. Daß das Verhältnis jetzt kein solch inniges mehr war, war ja zum Teil ihre eigene Schuld; aber sie sah auch nicht, wo sie gefehlt hatte, und wie es anders hätte kommen können. Mit dem Stiefvater war ihr Verhältnis geblieben wie zuerst. Er hatte sich nie Mühe gegeben, ihre Liebe und Freundschaft zu gewinnen. Von Anfang an hatte er sie als eine unvermeidliche Zugabe betrachtet, die man sich möglichst zu nutze machen müsse. Er war aber nie unfreundlich gegen sie; dazu hatte er auch keine Gelegenheit. Zuerst hatte Margaret aus Liebe und Rücksicht für ihre Mutter ihre Abneigung gegen ihn zu überwinden gesucht, hatte sich, wie die Lehrerin ihr geraten, willig unter das göttliche Gebot gestellt. Er nutzte dann auch ihren Gehorsam und ihr gefälliges Wesen nach Kräften aus, denn er hatte eine sehr gemächliche, träge Natur.

Die Freunde und Nachbarn der ehemaligen Frau Franzen und ihrer Tochter nannten ihn einen ungebildeten, hochmütigen Menschen, der nicht Energie genug besitze, seine Familie vor dem Verhungern zu bewahren. Zuerst hatte seine Frau ihn in die Familien eingeführt, mit denen sie verkehrte. Einmal und nicht wieder wurden sie eingeladen; ganz unvermerkt ließ man *sie* fallen, weil man *ihn* nicht mochte. Nachher ging das Geschäft nicht, das Geld wurde alle, und mit dem Cylinder und dem Tuchrock streifte er auch den Gentleman ab. Seine Familie bekam es am meisten zu fühlen, daß er sich in seiner „Spekulation" getäuscht hatte. Daß er als Mann, statt das Geld der Frau und Tochter zu verzehren, längst hätte auf Mittel und Wege sinnen sollen, womit er seine Familie ernähren könne, fiel ihm gar nicht ein.

Als einmal beim Mittagstisch die Rede auf ihre finanzielle Lage kam, meinte Herr Roland: „Margarete ist jetzt ein großes, starkes Mädchen, sie würde gewiß einen guten Lohn bekommen, wenn sie bei Amerikanern in den Dienst ginge, und brauchte noch nicht einmal so hart zu arbeiten, wie zu Hause."

Margaretens Herz stand fast still vor Verwunderung und Schrecken. An *die* Möglichkeit hatte sie noch nie gedacht. Magd zu werden, Magd bei den Leuten, mit denen sie sonst auf gleicher Stufe gestanden hatte. Unbemerkt schlüpfte sie hinaus ins Freie; einen Augenblick mußte sie allein sein, es war ihr so eng ums Herz. Sie faltete die Hände unter ihrer Schürze, daß es niemand sah, schaute hinauf, wo ein silbernes Wölkchen zart und leicht an dem blauen Himmel dahin segelte, und indem ihre Augen der Wolke folgten, als ob sie die Bitte mitnehmen könne, flehte ihr Herz: „Lieber Gott, das kannst du doch nicht wollen! oh bitte, bitte, nur das nicht!" —

Als die Mutter nachher allein in der Kammer war, ging Margaret zu ihr und sagte: „Mama, du wirst doch nicht erlauben, daß ich Dienstmagd werde?" Aus ihrer gepreßten

Stimme war deutlich die Angst und die Spannung heraus zu hören, in der sich Margaret befand.

Die Mutter hatte sich schon oft im stillen Vorwürfe darüber gemacht, daß sie bei ihrer Heirat mit Herrn Roland hauptsächlich an sich selbst gedacht und ihr Kind in die Lage gebracht hatte, in welcher es nun unter so ganz veränderten und entsagungsreichen Verhältnissen seinen Lebensweg fortsetzen mußte. Hatte sie das Vertrauen des sterbenden Vaters: „Die Mutter wird für das Kind sorgen," nicht schmählich zu Schanden gemacht? Des Kindes Erbteil war hin. Nein, es sollte jetzt nicht auch noch genötigt werden, für sie selbst und ihre Familie in fremden Häusern Brot zu verdienen.

So dachte die Mutter und strich beschwichtigend mit der Hand über des Mädchens üppiges, dunkles Haar und sagte: „Liebes Kind, ich habe schon lange nichts mehr zu erlauben, das weißt du ja, aber ich will thun, was ich kann, um zu verhüten, daß du in den Dienst gehen mußt; ich habe dich auch zu nötig im Hause."

Margaret hörte nie wieder ein Wort über „in den Dienst gehen"; statt dessen kaufte Herr Roland sich eine Handtasche, einen modernen Hut und Glacehandschuhe, packte eine Partie Bücher und Bilder ein und ging westlich als „Bücheragent". Unterdessen mußte Margaret und ihre Mutter abwechselnd den Laden versehen.

Nichts hätte Margaret erwünschter kommen können! Sie mochte es sich selbst kaum gestehen, daß sie sich von einem schweren Druck befreit fühlte, als sie mit der Mutter und den kleinen Geschwistern allein war. Dazu schien es, als ob es auch für den Gang des Geschäfts ein Vorteil sei, daß statt des einsilbigen, oft verdrießlichen Eigentümers ein junges Mädchen flink und freundlich die Kunden bediente. Margaret hatte eine so liebreiche Weise mit Kindern umzugehen, sie schenkte ihnen ein Bildchen oder einen Tafelstift zu ihrem Einkauf, daß sie bald vorzogen, ihre Bücher bei dem lieben, freundlichen

Mädchen zu holen. Mit ihren früheren Schulkameraden tauschte sie ein paar muntere Worte aus. Die älteren unter den Kunden fühlten sich angenehm berührt durch ihr sehr bescheidenes und gefälliges Wesen; und die jungen Herren, unter denen sie noch manche von der Schule her kannte, waren bald ganz enthusiasmiert für den „Bookstore." Es wurde Mode unter ihnen, ihren ganzen Bedarf an Schreibmaterial dort zu kaufen; und ihr Bedürfnis dafür war eine Zeit lang so groß, daß Margaret einmal lachend meinte: „Ihr verbraucht ja so viele Bleistifte und Federn, als ob ihr alle auf einmal Schriftsteller geworden wäret!" Höflich erwiderte der angehende junge Herr, indem er sich eifrig bemühte, seine weichen Härchen auf der Oberlippe zu drehen: „Wir haben so lange das Vergnügen entbehrt, Fräulein Maggie unter uns zu sehen, daß wir jetzt, da uns die Gelegenheit geboten wird, eine seltene Blume zu bewundern, guten Gebrauch davon machen müssen."

Errötend lachte Margaret ihn aus und sagte: „Johnny, wir sind ja noch Kinder, weshalb wollen wir denn so groß thun?"

Mehr noch als die gute Kundschaft, freute Margaret die Gelegenheit, in der Zwischenzeit in ein Buch schauen zu dürfen. Allerdings lag auch für sie die Gefahr jetzt sehr nahe, eitel und kokett zu werden und sich den Kopf anzufüllen mit Romanen und Geschichten, die noch weit über den Horizont und das Verständnis eines fünfzehnjährigen Mädchens hinausgingen. Hätte nicht der liebe Gott, dem Margaret dienen und folgen wollte, ihr hier seine Schutzengel gesandt, so wäre sie vielleicht in dieser Gefahr verdorben. Schutzengel sind aber oft in Menschengestalt; der eine war ihre Mutter, die sie stets warnte vor zu großer Vertraulichkeit und zu vielen Worten mit den Kunden. Der andere war eine alte ergraute Dame, die einmal Margaret beim Lesen antraf. „Liebes Kind, ich würde an deiner Stelle die Zeit besser benutzen." Weiter

sagte sie nichts; aber Margaret verstand auch ohne weitere Erklärung, was sie meinte. Die Art, wie sie die Augen aufschlug und schüchtern sagte: „Ich danke Ihnen," bewies auch der alten Dame, daß hier noch ein unverdorbenes Herz und eine zarte Seele wohne, und daß ihre Worte als eine rechtzeitige Warnung aufgenommen wurden.

Von der Zeit an ließ Margaret die Romane stehen, nahm stattdessen ihre unterbrochenen Schulstudien wieder auf und versuchte, ihre Kenntnisse nach Vermögen zu erweitern. Eine Störung in dem angenehmen Leben der Familie war es stets, wenn Herr Roland heimkehrte; oft recht verdrießlich, denn das anstrengende Leben eines Reisenden gefiel ihm je länger, je weniger.

* * *

Fünf Jahre sind vergangen seit jenem ersten Mai, an dem Margaret Frauzen von ihren Schulkameraden als Maikönigin gekrönt wurde. Es ist wieder Mai, und ein Tag so golden und sonnig, so voller Blütenduft und Vogelsang, wie jener wonnige Maitag.

Vor der deutschen Kirche in Fingal steht ein Wagen voll blühender Topfgewächse, und ein Gärtner ist eifrig beschäftigt, die herrlichen Palmen, die prangenden Rosen, Hyazinthen und Narzissen, die duftenden Kinder des Frühlings, in Gruppen aufzustellen, um den Altar zu schmücken. Noch nie hat die einfache Kirche eine solche Blütenpracht in sich aufgenommen. Es muß wohl eine besondere Veranlassung sein, für die das stille Heiligtum in so besonderer Weise geschmückt wird.

„Johann, was giebt's denn, daß ihr Euer ganzes Gewächshaus in die Kirche tragt?" ruft eine helle Stimme über die Straße herüber dem alten Gärtner zu.

„Mir han a Huchzit, Fräulein," lautet die Antwort.

„Ihr habt Hochzeit! Geht, Ihr seid ja schon Großvater," giebt die Stimme von drüben lachend zurück.

„Han i nit gesogt — a Huchzit? Für unsereins braucht's nit so 'ne Wirtschaft mit sellige Blume und Kränze."

„Ihr werdet wohl für ‚die Wirtschaft' bezahlt kriegen! Wer hat denn Hochzeit?"

„Bezahlt kriege? Ja dicke! — 's ist der freindliche Yankee, wo ans mit seinem Bruder den große Store hat obe an der Heischtriet."

„Der? — der Charlie Milton! und hat Hochzeit in der deutschen Kirche?"

„Jo sehen' s, sie ist halt 'ne Deitsche, und er ko's alleweil so gut schpreche als unsereins. 'S ist der Rolanden ihre, 's Margaretle."

„Nein, was Ihr sagt!" gab das Fräulein zur Antwort. Dann zu einer Freundin gewandt, die soeben die Straße herab kam: „Mary, weißt du schon die Neuigkeit? Heute abend ist Hochzeit!"

„Ja, ich hörte es heute morgen. Sie haben es, scheint's, sehr geheim gehalten und uns plötzlich damit überrascht."

„Lange können sie übrigens noch nicht mit einander bekannt sein. Charlie Milton fehlt ja bei keiner Gesellschaft, und ich habe ihn noch nie mit Maggie Franzen zusammen gesehen."

„Weil Maggie überhaupt nicht in Gesellschaft ging. Dafür konnte man ihn desto öfter im „Bookstore" sehen. Ich habe schon längst gedacht, daß dort eine besondere Anziehung für ihn sein müsse. Doch goodbye, ich habe es eilig; wir treffen uns doch heute abend in der Kirche?"

„Gewiß; eine Hochzeit ist ein so seltenes Ereignis in diesem Nest, daß man die Gelegenheit nicht verpassen darf."

„Um zu sehen, wie man's machen muß! Wer wird die nächste sein?" Mit diesen Worten eilte die Freundin lachend davon.

* * *

In ihrem Stübchen steht Margaret im Brautkranz und

Schleier. Sie hat die Hände gefaltet und blickt sinnend in den dämmernden Abend hinaus. Wie war der Tag heute so schön gewesen, wie war der Abend so wonnig! Wird er eine Vorbedeutung für ihren ferneren Lebensweg sein?

Sie ist heute so sehr glücklich, die Zukunft liegt vor ihr wie eine blühende Aue. Wie vor fünf Jahren hebt sie die Hände in die Höhe und die Augen in das glänzende Himmelblau und spricht aus vollem, dankbarem Herzen: O lieber Gott, du bist zu gut! — Sind es die Worte, die ihre Lippen sprachen, die auf einmal ein Bild aus der Vergangenheit vor ihre Seele heraufführen? Sie sieht sich selbst als ein kleines Mädchen im kurzen, weißen Kleide, Blumen im lockigen Haar, als Maikönigin geschmückt. Sie hört die nämlichen Worte, die soeben ihre Lippen gesprochen haben: „O lieber Gott, du bist zu gut!“ und ihrer Mutter Stimme: „Ja, der liebe Gott ist immer gut, wenn er thut, was wir wollen.“

Wie ein Schatten zieht diese Erinnerung an Margarets Seele vorüber und trübt ihre frohe Stimmung, denn jetzt treten deutlich und klar alle die Ereignisse, die jenem schönen Maitag folgten, vor ihr inneres Auge. Wie war es so bald anders geworden! Die fünf Jahre liegen jetzt hinter ihr; waren es frohe Jahre gewesen? Nein, sie möchte dieselben nicht noch einmal erleben; sie ist froh, daß sie der Vergangenheit angehören, die Zukunft aber, o so rosig, vor ihr liegt! „Aber ist der liebe Gott nicht auch gut gewesen in den fünf Jahren, in denen er nicht that, wie ich wollte? Ja, und vielmals ja! Wo wäre ich jetzt, wenn ich diesen Freund nicht gehabt hätte? Den Freund, dem ich alles sagen und klagen konnte, und der mir immer auf die eine oder andere Weise half!“

Noch einmal hebt sie die Hände und die Augen auf: „Lieber Gott, mein bester Freund, geh auch mit mir in das neue Leben, gieb mir an Freud' und Leid, was mir gut ist. Nicht wie ich will, sondern wie du willst.“

Ein ernster, seliger Zug, ein Hauch vom Jenseits lag auf ihrem Antlitz, als Margaret darauf ihrem Bräutigam entgegen ging. Er, ein immer lustiger, jovialer Gesellschafter, faßte ehrfurchtsvoll ihre Hand, führte sie an seine Lippen und sagte: „Maggie, du siehst aus wie ein Engel. Gott segne dich — und mich" fügte er leise hinzu, indem ein tiefer Seufzer aus seiner Brust quoll, den Margaret nicht verstand.

In ernster Stimmung, ohne viele Worte zu wechseln, fuhren sie hin zum Gotteshause, wo das Wort des Predigers ihre Lebensschicksale mit einander verbinden sollte für „Freud' und Leid."

Unter feierlichem Glockengeläute betrat das Brautpaar die geschmückte Kirche. Es hörte nicht die bewundernden Ausrufe der Zuschauer: „Welch schönes Paar!" — „Sie geht stolz wie eine Königin!" Ebensowenig vernahm es das Gekrächz einiger Nachtvögel: „Hu! Wer läutet auch Glocken zur Hochzeit, das erinnert einen ja an den Tod!" — „Ein böses Omen, sie blieb mit dem Schleier hängen!"

Von ernsten Gedanken bewegt schritten sie zum Altar. Die lustigen Kameraden des Bräutigams meinten: „Man hätte nicht glauben sollen, daß der Charlie solch ein heiliges Gesicht aufstecken könne!" Er aber sah nur Margarets leuchtendes Angesicht, und was je an guten Vorsätzen und Gelübden vor dem Altar abgelegt werden konnte, legte er hier nieder. Er wollte niemals dieses Engels Angesicht trüben. Von nun an würde er ein anderer sein. Seine Liebe sollte der Talisman sein, der alle bösen Geister von ihr fern hielt. — Andächtig lauschte er der Rede des Geistlichen.

So laut und freudig wie das beiderseitige „Ja" erklang, hatten es die Zuhörer noch nie an dieser heiligen Stätte gehört. Der Prediger schloß mit den schönen Worten Geroks:

„Vom seligen Ja vor dem Traualtar
Bis zum bittern Ade auf der Totenbahr' —
Wir bleiben zusammen hienieden."

Und dann — geschah es auf Verabredung? oder war es die Eingebung des Augenblicks? — dann neigte der Bräutigam sich herab zur Braut, und indem sie das Angesicht erhob, fanden sich die Lippen zu einem solch innigen, herzlichen Kuß, daß er fast von den Wänden des stillen Heiligtums wiederhallte.

Der Versammlung stand vor Erstaunen über das Unerhörte der Atem still. Ein Kuß vor dem Traualtar! „Eine neue englische Mode!“ sagten die kühlen Deutschen. „Sehr unpassend an heiliger Stätte!“ meinten die nüchternen, ehrwürdigen Alten. Und die Jugend? Sie machte sich lustig darüber. — Ein Kuß vor dem Traualtar — der einigen wenigen in der Erinnerung blieb als der Ausdruck höchsten irdischen Glücks, das so vollkommen wenig Sterblichen beschieden ist.

* * *

Gut, daß Brautleute nicht hinter der Zuschauerschar hergehen, sondern sich in die Kutsche setzen und schnell davon fahren; es möchte ihnen sonst manches zu Ohren kommen, was ihren Himmel trüben würde.

„Wie gefiel dir die Trauung?“ hören wir eine von Margaretens früheren Schulkameradinnen fragen, indem sie zwischen zwei Freundinnen nach Hause geht.

„Der Pastor hat eine sehr schöne Rede gehalten, und das Brautpaar sah aus, als wenn es im siebenten Himmel schwebte,“ war die Antwort des Mädchens zu ihrer Linken, Namens Mary.

„Ja, ich habe in meinem Leben noch kein solch schönes und glückliches Paar gesehen,“ sagte die erste.

„Aber war sie nicht schrecklich einfach angezogen? Ganz schlichter Mull! Ich hatte lange Atlasschleppe und echte Spitzen erwartet.“

„Und einen Diamantring, nicht wahr?“ warf Anna, die dritte, sarkastisch ein.

„Ei, warum nicht? Ich thäte es einmal nicht ohnedem an Maggies Stelle.“

„Maggie wird wohl etwas besser über Herrn Miltons Vermögensverhältnisse unterrichtet sein als wir. So viel ich weiß, hat er noch gar nichts außer seinem Monatsgehalt," sagte Anna.

„Aber sein Vater ist reich, daran ist kein Zweifel, und das große Geschäft gehört doch den beiden Brüdern."

„Einstweilen gehört noch alles dem Vater, vielleicht erben sie es später einmal, d. h. wenn der Charlie bis dahin nicht alles verjubelt hat."

„Aber Anna, wie kannst du nur eine solche Andeutung fallen lassen, und noch sogar an des jungen Mannes Hochzeitstag?"

„Es wird niemand mehr freuen als mich, wenn Charlie Milton ‚solide' wird, schon um Maggies willen, die viel zu gut für ihn ist."

„Anna, sind nicht vielleicht die Trauben sauer?" fragte die erste Sprecherin scherzend.

„Ja, sie sind viel zu sauer für mich; aber wenn du damit andeuten wolltest, daß ich den Charlie gerne zum Mann gehabt hätte, so bist du sehr im Irrtum. Ich hätte ihn nicht genommen, wenn er in Gold eingerahmt und über und über damit bezogen wäre. Was nützt einem das alles, wenn der Mann — trinkt!" Sie sagte das letzte Wort mit gedämpfter Stimme. „Und daß Charlie Milton trinkt, ist leider wahr."

„Hör'! du verlästerst einen liebenswürdigen jungen Mann an seinem Hochzeitstag?" sagte ein viertes Mädchen, das hinter den drei Freundinnen hergegangen war und die Unterredung mit angehört hatte. „Wer behauptet, daß Charlie Milton trinkt, der lügt. Charlie trinkt schon lange nicht mehr — er säuft."

Ein allgemeines Gelächter folgte der drolligen Rede. Die Sprecherin aber wurde ganz ernsthaft und sagte:

„Wer es so treibt, wie der Charlie es zu Zeiten thut, der gehört schon nicht mehr zu den vernünftigen Menschen, sondern macht sich mit dem lieben Vieh gemein; und ich sage noch einmal: er säuft!"

„Ella wird's wohl am besten wissen," sagte Mary, die nicht gut freund mit Ella war, „denn ihr Vater schenkt ihm ein."

Das war ein boshafter Stich, denn Ellas Vater war „Saloon-Keeper."*)

„Kannst du etwas dafür, daß dein Vater nicht Kaiser oder König ist?" gab Ella zurück, ohne eine Beleidigung merken zu lassen.

„Mit meiner Zustimmung kriegte keiner mehr einen stärkeren Tropfen als Wasser, wenn er nicht selbst so viel Verstand hat, den Stoff aus dem Magen zu lassen, wenn er ihm nicht bekommt."

„Aber die feinen Kleider und modernen Hüte und die Ringe und Goldketten, die der ‚Stoff' einträgt, die thut man doch ganz gerne an!" gab Mary spitzig zur Antwort.

„Kein Cent vom Saloon kommt je in meine oder meiner Mutter Hände. Jedermann weiß, daß wir uns redlich plagen mit dem Hotel und den vielen Boarders. Wenn es nach unserem Wunsch und Willen ginge, wäre schon längst kein Saloon mehr mit unserem Hotel verbunden. Und damit ihr's nur alle wißt für spätere Zeiten, meine Kleider und Ringe sind nicht mit Sündengeld bezahlt, sie sind so redlich verdient, als wenn ich eine gemeine Dienstmagd wäre in einem Boardinghaus, denn ich thue die Arbeit für zwei."

„Wenn dein Vater nicht den Saloon hätte, so würde ihn ein anderer haben," sagte Anna beschwichtigend.

„Und doch wünschte ich lieber, mein Vater wäre Steinklopfer, als daß er den ‚Saloon' hält. Oh, ihr wißt nicht, was für ein elendes Los es ist, die Frau oder Tochter eines Schankwirts zu sein, auch ohne daß es einem vor den Kopf gesagt wird: ‚Ihr seid schuld daran, daß andere sich und ihre Familien ins Unglück bringen,'" sagte Ella bitter.

Alle merkten, daß Ella tief getroffen war von den boshaften Worten Marys. Ihre Freundinnen wußten ja, daß die

*) Wirt.

mutwilligen Bemerkungen, mit denen Ella so oft den Nagel auf den Kopf traf und anderen Stoff zum Lachen gab, bei ihr nur der Deckmantel waren, ihre eigene, wahre Stimmung oder Gesinnung zu verbergen. Sie wußten auch, daß ihr Vater nicht nur eine Schankwirtschaft hielt, sondern sich auch oft, mehr als ihm gut war, einschenkte, und daß Ellas Daheim kein angenehmes war. Um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, sagte Anna: „Es ist ja möglich, daß Charlie Milton ein neues Blatt in seinem Lebensbuch umschlägt; heute schien er sehr ernst gestimmt zu sein."

„Ich bedaure Margaret von ganzem Herzen. Sie hätte etwas Besseres thun können, als ihr Herz an einen solchen Leichtfuß zu hängen."

„Drei schwarze Raben saßen auf einem Ast!" deklamierte Ella, schon wieder in ihrem alten lustigen Ton. „Hört, Mädchen, wir sind heut' abend rechte Nachteulen! Im Westen steigen Gewitterwolken auf, laßt uns machen, daß wir unter Dach kommen, ehe es losbricht. Mädchen thäten am klügsten, wenn sie alle alte Jungfern würden!"

„Gehe du uns mit gutem Beispiel voran!" riefen die Freundinnen lachend.

„Ich bin gerade im Begriff, es zu thun. Ihr seht, ich bin schon unter Dach; gute Nacht!" sagte sie, indem sie die Treppe ihrer Wohnung hinauf sprang. Über das Geländer gelehnt, rief sie noch in gedämpftem Ton herab: „Betet lieber ein Vater Unser für den armen Burschen, damit er nicht in Versuchung fällt; er hat nicht mehr Willenskraft zu widerstehen, als ein neugeborenes Kind."

* * *

Margaret wußte so wenig von den Wolken, die über ihrem Ehehimmel hingen, als von denen, die draußen am Horizont aufstiegen. Heute trübte nichts ihr vollkommenes Glück.

Die beiden Brüder Milton waren erst vor einem Jahr nach Fingal gekommen. Der ältere, ein verheirateter Mann

mit Familie, war der eigentliche Leiter des großen „Drygood Stores“ *), welchen sie von dem früheren Besitzer desselben gekauft und sehr erweitert hatten. Charlie, der jüngere Bruder, war sogenannter Teilhaber, eigentlich aber nur Clerk**) und von dem Vater in besondere Obhut des älteren Bruders gegeben. Der Vater hatte gehofft, daß eine völlige Absonderung von seinen früheren Kameraden, eine geregelte Thätigkeit und die frische Strebsamkeit, die gewöhnlich in den aufblühenden westlichen Städtchen herrscht, aus diesem seinem jüngsten Sohn und Sorgenkind einen soliden, energischen Mann machen würde; daß seine Hoffnungen getäuscht waren, haben wir schon aus dem Gespräch der jungen Mädchen vernommen.

Und doch war es noch nicht so stadtbekannt, wie die Mädchen meinten, daß der hübsche, lustige junge Kaufmann dem Glase mehr zusprach, als gut für ihn war. Schon weil er ein Amerikaner war, dachte man nicht daran, daß er ein Trinker sein könne. Er war bald ein Liebling bei allen Gesellschaften geworden, der bei keiner Festlichkeit fehlen durfte. Um so größer war die Verwunderung, daß er sich keine von den wohlhabenden amerikanischen Mädchen zur Gattin erwählt, sondern seine Braut aus der Verborgenheit ans Licht gezogen hatte.

Charlie Milton hatte Margaret zuerst hinter dem Ladentisch gesehen, und sie hatte gleich auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht. Seinem Bruder sagte er, die schönste Blume in Fingal käme nie ans Tageslicht; und der Bruder wußte bald, wer diese schönste Blume war, die Charlie anzog, wie noch nie ein Mädchen ihn angezogen hatte.

Und Margaret, die in den Jahren, in denen sie zur Jungfrau herangewachsen war, fast gar nicht mit ihresgleichen verkehrt, in der Kinderstube und am Ladentisch wenig Gelegen-

*) Ellenwaren-Geschäft.

**) Ladendiener.

heit gefunden hatte, sich ein Urteil über Männer zu bilden, war dieser fröhliche blonde Jüngling bald das verkörperte Ideal alles Guten und Edlen. Unbewußt zog die Liebe in ihr junges, unschuldiges Herz ein, schon lange ehe er wagte, ihr von Liebe zu sprechen. Daran, daß er sie wieder lieben und sie sogar zu seiner Frau erheben könnte, wagte sie nicht einmal zu denken. Und als das Unglaubliche geschah, ging ihr ein Frühling von Glück und Seligkeit auf.

Seine Verwandten legten ihm nichts in den Weg, als er ihnen den Entschluß mitteilte, dieses junge, schöne, aber ganz unbemittelte Mädchen zur Frau zu nehmen. Vater und Bruder bauten ihre ganze Hoffnung auf Rettung für ihn auf eine Heirat aus Liebe. Die Schwägerin, der das schlichte deutsche Mädchen und besonders ihr „Familien-Anhang," wie sie Margarets Verwandte nannte, gar nicht genehm war, teilte einer Freundin im Vertrauen mit: „Charlie ist ein verwöhntes Kind; seine Mutter hat ihn gänzlich verzogen. Er hat immer in allem seinen Willen bekommen, und jetzt fürchtet sein Vater, daß er gänzlich dem moralischen Ruin entgegen geht, wenn er ihm in den Weg tritt und diese Heirat nicht erlaubt. Seine Mutter und Schwestern sind gar nicht erbaut davon."

Herr Roland, dem das Reisen schon längst nicht gefiel, hatte endlich in einem fernen westlichen Städtchen einen Posten bekommen, der seinem Naturell so recht zusagte. Da das Städtchen gute Aussicht hatte, schnell zu wachsen, so konnte mit der Zeit das Amt eines „Ticket- und Expreß-Agenten" ein recht einträgliches werden. Deshalb beschloß er, in Fingal alles zu verkaufen und mit seiner Familie westlich zu ziehen. Ihm kam die Aussicht, die große Tochter los zu werden, recht gelegen. Sie stand zwischen ihm und seiner Frau, und es wollte ihm scheinen, als ob je länger je mehr der Mutter Herz sich diesem Kinde und ihrer ersten Liebe wieder zuwende. Er war zu sehr Egoist, um nicht eifersüchtig zu werden, wenn ihm

sonst auch an der Liebe seiner Frau weniger gelegen hatte, als an ihrem Geld.

Ein anderer junger Mann als Charlie Milton hätte vielleicht auch Ansprüche gemacht auf einen Teil von des verstorbenen Herrn Franzen Vermögen. Charlie erklärte rund heraus, er wolle nur Margaret; ihren Unterhalt könne er selbst bestreiten, und die Ausrüstung ihres Heims würde sein Vater besorgen. Deshalb vielleicht drückte Herr Roland auch ein Auge zu über Charlies „Schwächen", die ihm jedenfalls zu Ohren kommen mußten.

Einem Freunde der Familie, der sich veranlaßt sah, Herrn Roland noch besonders darauf aufmerksam zu machen, daß Margarets Glück auf sehr schwachen Boden gebaut würde, gab er achselzuckend zur Antwort: „Was will man machen! Nennen Sie mir mal einen jungen Mann, der heutzutage nicht trinkt. Die Mädchen müssen die Männer eben nehmen, wie sie sind. Wenn sie gar zu wählerisch sind, bleiben sie eben sitzen; hernach findet sich das alles; es ist auch schon mancher Mann nach der Heirat ganz solide geworden. — Und, lieber Herr, denken Sie denn, daß Margaret mir glauben würde, wenn ich ihr auch nur eine Andeutung machte, daß der junge Mann nicht ganz so ist, wie er sein sollte? Sie würde es als die boshafteste Verleumdung aufnehmen und mich wohl gar beschuldigen, ich mißgönne ihr nur aus selbstsüchtigen Gründen ihr Glück."

Sechs schöne, ungetrübte Wochen genoß Margaret das volle Glück einer liebenden und geliebten Braut. Alle Lust und Fröhlichkeit ihrer Kinderjahre lebte wieder auf in ihr, als sie nun gemeinschaftlich mit ihrer Mutter ihre bescheidene Aussteuer rüstete und das einfache Brautkleid nähte. Der Mutter war es eine wehmütige Freude. Obgleich sie keine Ahnung hatte von dem Schatten, der ihrer Tochter Glück bedrohte, so stand ihr doch jetzt die Trennung bevor, die Tren-

nung von dem Kinde, das ihr allezeit freundliche, willige Hilfe in den vielen Beschwerden ihres zweiten Ehestandes geleistet hatte, und das durch sein frohes, heiteres Wesen ihr mehr Sonnenschein gewesen war, als es selbst wohl ahnte. Welche Pläne hatte sie in früheren Jahren wohl gemacht, wenn sie daran dachte, daß ihr Töchterchen einst erwachsen sein und einer Ausstattung bedürfen würde! Schon Jahre lang vorher hatte sie daran rüsten und alles aufs feinste und beste herrichten wollen. — Und jetzt? Jetzt konnte sie nicht einmal von dem, was doch von Rechts wegen des Kindes war, so viel nehmen, als auch nur zum Notwendigsten erforderlich war. Herr Roland war der Ansicht, daß es überhaupt überflüssig sei, für Margaret Anschaffungen zu machen, weil der Mann, den sie bekäme, Mittel genug habe, ihr hernach alles zu kaufen. Wäre Margaret jetzt nicht selbst so gar glücklich gewesen, so hätten der Mutter gedrücktes Wesen und ihre oft verweinten Augen sie sehr bekümmert, so aber glaubte sie, der Mutter würde das Verlassen der alten Heimat schwer, und fand das auch sehr natürlich.

Margaret wäre auch gerne und willig erst eine Zeitlang mit gegangen, um der Mutter über die viele Arbeit des Umzuges hinüber zu helfen. Ihr Bräutigam aber sagte: „Ich will nicht, daß du länger Aschenbrödel bist; jetzt gehörst du mir, und wir wollen sehen, ob diese abgearbeiteten Hände, die gar nicht zu deinem Gesicht passen, nicht bald wieder in Damenhände zu verwandeln sind.“ Bei sich dachte er: „Wie werden meine Schwestern sich aufhalten über diese Hände, die ja aussehen wie die einer Magd!“

Da also Herr Milton nicht wünschte, daß Margaret erst mit den Eltern nach dem fernen Westen ziehen sollte, so wurde die Hochzeit schon bald gefeiert. In der eigenen, neuen und elegant eingerichteten Wohnung, einer Reihe großer, hoher Zimmer über dem Laden, der den Brüdern Milton gehörte, empfing das neuvermählte Paar die Glückwünsche der Hoch-

zeitgäste, einer Anzahl von Verwandten und näheren Bekannten.

Nachdem das Hochzeitsmahl, bei dem, auf ausdrücklichen Wunsch des jungen Ehemannes, Wein und jegliches berauschende Getränk fehlte, eingenommen war, trat das junge Ehepaar seine Hochzeitsreise an. Ein Besuch bei Charlies Eltern, die in einem entfernten östlichen Staate wohnten, war in Aussicht genommen.

Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß Margaret reisen durfte. Die Reise allein schon hätte sie glücklich gestimmt, auch unter anderen Umständen, wie viel mehr jetzt, da ihr die ungeteilte und ritterliche Aufmerksamkeit eines liebenden und geliebten Mannes zu teil wurde. Sie mußte sich ordentlich besinnen, ob sie, der man jetzt aufwartete wie einer Prinzessin, auch noch dasselbe Margaretchen sei, welches sonst stets springen mußte, um zu helfen und zu schaffen, wie es alle von ihr erwartet hatten.

Eines nur bedrückte ihr Herz: sie fürchtete sich vor dem Eintritt in eine ihr ganz unbekannte Familie. Es waren freilich Charlies Eltern und Geschwister; aber sie war ja Jahre lang kaum unter andere Menschen gekommen, und mit Amerikanern hatte sie gar nicht verkehrt. In den letzten Jahren war es sehr einfach und ländlich zugegangen in ihrem elterlichen Hause; sie fühlte, daß sie ganz und gar unbekannt war mit den Gebräuchen und Gewohnheiten vornehmer Kreise. Sehr schwer fiel es ihr auch aufs Herz, daß sie in ihrer Bildung so weit hinter der Zeit zurück war. Zwar hatte sie selbst versucht, sich aus den ihr zu Gebote stehenden Büchern möglichst viel Kenntnisse anzueignen, aber der Lehrer und die praktische Anwendung des Gelernten hatten ihr doch gefehlt. Je näher sie dem Ziel ihrer Reise kamen und je mehr sie von anderen Mitreisenden sah und hörte, desto mehr empfand sie, was ihr mangelte. Ja sie wünschte sogar, daß sie die Reise nicht unternommen hätten.

Als der Zug in den Bahnhof von B....., wo Charlies Eltern wohnten, einfuhr, kam gerade im schnellsten Trabe eine elegante Kutsche, bespannt mit zwei kohlschwarzen, feurigen Rossen, vorgefahren. Ein Kutscher, fast so glänzend schwarz wie die Rappen, die er lenkte, sprang vom Bock und musterte aufmerksam die Ankommenden. Sobald er Charlies ansichtig wurde, eilte er auf ihn zu, schüttelte ihm die Hand und sagte, indem ihm die helle Freude aus den Augen leuchtete: „God bress you, Massa Charlie, es thut meinen alten Augen wohl, Ihr sonniges Angesicht wieder einmal zu sehen!" In der vertraulichen Art der Afrikaner, die sie sich so gerne aneignen, wenn sie langjährige Diener einer Familie gewesen sind, reichte er auch Margaret seine schwarze Rechte zum Gruß und fügte zu Charlie gewendet hinzu: „Also das ist Ihre Frau — mighty putty garl you picked out, Mas'r Charlie!" Sehr dienstbeflissen nahm er das Reisegepäck in Empfang, half beim Einsteigen, löste die „Checks," und nachdem er sein wolliges Haupt noch einmal herein gesteckt hatte, um zu fragen, ob die Herrschaften noch etwas zu befehlen hätten, schlug er mit einem geschäftlichen Ruck die Thür der Kutsche zu und erstieg fröhlich grinsend seinen Kutscherbock.

Dann fuhr das junge Ehepaar auf weichen Polstern in schnellstem Lauf durch die Straßen der großen Stadt hinaus aufs Land, bis die Kutsche durch ein großes Portal in einen wohlgepflegten Park einfuhr und vor einem soliden, schloßartig gebauten Landhause anhielt.

So vornehm hatte sich Margaret alles doch nicht gedacht. Schon die ganze letzte Strecke auf der Bahn, die schön kultivierten Ländereien, die Städte und Dörfer machten einen ganz andern Eindruck als ihr Heimatstaat Kansas. Wie nobel waren die Straßen der großen Stadt, durch die sie fuhren! Und jetzt sollte sie, Margaret Franzen, die nie aus ihrem Städtchen Fingal hinaus, ja in den letzten Jahren kaum über die Schwelle ihrer elterlichen Wohnung gekommen war, hier in dieses vor-

nehme Haus eintreten und ganz fremden Leuten entgegen gehen!

Charlie hatte ihr gesagt, sein Vater sei Landmann. Sie hatte sich unter demselben einen reichen Farmer, wie sie solche in Kansas oft gesehen hatte, vorgestellt. Waren denn hier die Farmer solche feine, vornehme Herren, wie jener dort mit dem langen weißen Bart, der ihnen von der porch *) ein Willkommen zuwinkte, und den der Schwarze vom Bock herab „your father, the General" nannte? Trugen die Farmerfrauen hier Atlaskleider, wie die Damen, die neben dem Herrn standen? Ach, wäre sie doch lieber in ihrem Fingal geblieben! Was werden Charlies Verwandte von ihr, dem unwissenden, einfachen Mädchen denken?

Mit solchen Gefühlen betrat Margaret das Haus und wurde von Charlie dessen Eltern und Geschwistern vorgestellt.

Das Bewußtsein, daß ihr viel fehle und daß ihre neuen Verwandten nicht von ihr befriedigt sein würden, machte sie dabei sehr schüchtern, ja sie fühlte sich in der fremden Umgebung recht eckig und linkisch. Sie war auch viel zu feinfühlend, um nicht gleich zu bemerken, daß ihre Schwiegermutter und Schwägerinnen ihr nur einen recht kühlen Empfang zu teil werden ließen. Wäre nicht Charlies Vater, ein ehrwürdiger, stattlicher alter Herr, ganz besonders aufmerksam und zuvorkommend gegen sie gewesen, so hätte Margaret kaum die festgesetzte Zeit des Besuches ausgehalten. Je kühler sich seine Frau verhielt, desto herzlicher nahm er sich ihrer an, machte Spaziergänge und lange Fahrten mit ihr allein und zog sie ins Gespräch. So war es ihm, dem erfahrenen Manne, vor dem Margaret ihre Schüchternheit bald überwand, leicht, sie ganz so kennen zu lernen, wie sie wirklich war. Sein Urteil war: „Ein liebliches, frommes, unverdorbenes Kind; wenn an meinem Jungen noch etwas zu retten ist, so ist diese gerade die Rechte dazu."

*) Veranda.

Charlies Schwestern, drei nicht mehr ganz junge, sehr vornehme Damen, hätten schon allein durch ihre ganze Erscheinung Margaret eingeschüchtert; da sie es sich aber noch zur Aufgabe machten, ihre neue Schwägerin zu examinieren und zu kritisieren, so war es nicht zu verwundern, daß der gegenseitige Eindruck ein unbefriedigender war. Mit diesen Damen, die alle Arbeiten von Dienstboten verrichten ließen, die ihre ganze Zeit ihrer Ausbildung oder Toilette widmeten, deren Hände weich und zart waren vom Nichtsthun, die sich mit irgend jemand, mit vollständiger Freiheit und Leichtigkeit, über irgend ein Thema unterhalten konnten, denen Befangenheit ein Wort war, welches nicht in ihrem Wörterbuch stand, mußte sich Margaret selbst vergleichen; sie war ja das gerade Gegenteil von alle dem, was sie an Charlies Schwestern sah, und sie mußte sich sagen, daß sie eigentlich gar nicht in diesen Familienkreis passe.

Die ersten wirklich trüben Stunden in ihrem jungen Ehestand wurden verursacht durch etliche Worte, die sie zufällig hörte. Die Schwägerinnen sprachen mit ihrer Mutter unten an einem offenen Fenster, während Margaret oben auf einer Veranda saß.

„Ich fürchte, Charlie hat einen großen Fehler begangen, indem er dieses Mädchen zu seiner Frau machte. Er hat sich durch ihre hübsche Larve verblenden lassen," sagte die Mutter in bekümmertem Ton.

„Ich begreife unsern Bruder Wilhelm nicht, daß er einen solchen Schritt nicht hinderte."

„Sie hat auch absolut nichts, als ihr Gesicht, spielt nicht einmal Klavier, kann nicht zeichnen oder malen. Ja, man weiß gar nicht, wovon man mit ihr sprechen soll! Sie ist vollständig unwissend."

„Und scheint auch nicht einmal Lust am Lesen zu haben; hörte ich doch von ihr selbst zu meiner großen Verwunderung, daß sie noch nie einen Roman gelesen habe. Die Namen

Dickens und Dumas und Ebers kennt sie nur vom Titel der Bücher, die in ihrem Laden gefordert wurden."

„Das ist doch klar, Charlie ist bis über die Ohren verliebt. Ich bedaure den armen Jungen. Eine solche unwissende Frau wird ihm auf die Dauer nicht genügen."

So sprachen die Schwestern. Margaret hatte genug gehört.— Sie stand leise auf und ging in ihr Zimmer, um ihrem Herzen in einem Thränenstrom Luft zu machen. Wie gern, wie gern hätte sie ja alle das gelernt, was jetzt an ihr vermißt wurde. War es ihre Schuld, daß sie es nicht konnte? Oder hatte sie unrecht gethan, in ihrer Liebe für diesen Mann gar nicht daran zu denken, daß sie zu unwissend für ihn sei? Es war ihr gar nicht in den Sinn gekommen, bis sie sich mit seinen Schwestern vergleichen mußte. O, wie wollte sie alles Versäumte nachholen, wie fleißig wollte sie üben und lernen und lesen. Sie wollte nicht eher ruhen, als bis niemand sie noch eine unwissende Frau nennen könne.

Es war wirklich schade, daß Margaret nicht noch einige Minuten länger auf ihrem Platz auf der Veranda geblieben war. Vielleicht wäre ihre trübe Stimmung wieder gewichen, wenn sie dem Gespräch weiter gelauscht hätte.

„Wenn Charlie sie durchaus heiraten wollte, dann hätte er sie wenigstens erst für einige Zeit in ein Institut schicken sollen," meinte eine der Schwestern.

„Meine Tochter, es ist meine Meinung, daß du und deine Schwestern noch manches von eurer jungen Schwägerin lernen könntet," sagte der Vater, der auch in dem Zimmer zugegen war und bisher, scheinbar in eine Zeitung vertieft, keinen Anteil an dem Gespräch genommen hatte.

„Vater!"

„Vater meint gewiß, wir könnten Unterricht von ihr nehmen im Strümpfestopfen und Hemdenbügeln?"

„Das auch, meine Tochter, obgleich ich eben gerade daran nicht dachte; solche Kenntnis wird gewiß eurem Bruder zu

gute kommen. Ich dachte eben nur daran, daß meine Töchter feinen Takt, Anstand und Manieren von ihrer Schwägerin lernen könnten."

„Vater, du scherzest! das ist's ja gerade, was wir an ihr auszusetzen haben, daß sie so ganz unwissend ist in den Gebräuchen besserer Familien."

„Ich scherze durchaus nicht. Gesetzt den Fall, ihr wäret zu Gaste bei eurer Schwägerin, die in ihrem Hause andere Einrichtungen und Gebräuche hat, als wir sie hier haben, glaubt ihr, daß sie sich über euch mokieren würde? Heute mittag kannte sie bei Tisch nicht den Gebrauch einer gewissen kleinen Schüssel; anstatt ihr nun zurecht zu helfen, warfet ihr euch Blicke über Tisch zu, die sie in Verlegenheit brachten. Waren das die Manieren, die ihr im Institut gelernt habt? Heute nachmittag hat sich noch keines von euch um sie, die doch euer Gast ist, bekümmert. Ist das Anstand? Ich glaube gewiß, daß im umgekehrten Falle sie sich alle Mühe geben würde, ihrem Besuch die Zeit zu kürzen und angenehm zu machen. Ein Beweis dafür, daß sie feinen Takt besitzt, ist auch das, daß sie sich nichts merken läßt, wie wehe ihr die Behandlung thut, die ihr von euch zu teil wird."

„Aber Vater, was sollen wir denn eigentlich mit ihr anfangen? Man weiß absolut nicht, wie sie zu unterhalten, weil sie gar zu unwissend ist."

„Unwissend! Ich glaube, daß ihr alle drei zusammen nicht so gut beschlagen seid in der Geschichte und Geographie wie Margaret, im Rechnen wird sie zu irgend einer Zeit ihrem Mann helfen und ihm im ‚Store' die Bücher führen können. Sie hat die wenige Gelegenheit, die sie hatte sich auszubilden, gut benutzt."

„Es mag wohl sein, daß sie in den Elementarfächern bewandert ist, aber in Gesellschaft unterhält man sich nicht über Rechnen und Geschichte. Und ihre Kleidung ist auch so einfach; man geniert sich, sie auszunehmen!"

„Doch hörte ich gestern abend in der Gesellschaft meinen alten Freund General Werber sagen: ‚Die junge Frau Milton ist doch die lieblichste Rose im ganzen Strauß und so vernünftig, ihren Reiz nicht durch ihre Kleider zu verderben. Sie erinnert mich an meine Mutter in ihrer einfachen, anmutigen Weise.‘“

„Ja, ja, so sieht sie auch aus, als ob sie aus Großmutters Zeiten stammte!“ riefen die Mädchen lachend.

„Ich wollte, meine Töchter stammten alle aus der Zeit.“

„Ihr Männer müßt doch immer eine Lanze brechen für ein Frauenzimmer, wenn es hübsch ist,“ sagte die Mutter lächelnd, „Frauen urteilen eben anders, sie lassen sich durch ein hübsches Gesicht nicht blenden. Es bleibt doch wahr, daß wir in Verlegenheit sind, wie Charlies Frau zu unterhalten ist.“

„Dann liegt die Schuld zum großen Teil an euch; andere Leute sind nicht eurer Ansicht,“ sagte der Vater. „Ein Lob von Mrs. Judge Henry ist euch doch gewiß nicht gleichgiltig. Ich war gestern mit Margaret in dem Gewächshaus jener Dame. Da etliche Herren zugegen waren, verwickelte ich mich in ein Gespräch mit ihnen, während Margaret mit Mrs. Henry unter den Blumen umherging. Als wir uns nach einer Stunde verabschiedeten, sagte Mrs. Henry: ‚Ich habe mich schon lange nicht so gut mit einer j u n g e n Dame unterhalten, wie soeben mit Ihrer Schwiegertochter. Ihr Sohn ist merkwürdig glücklich in seiner Wahl gewesen,‘ fügte sie hinzu.“

* * *

Ein ganz anderes Leben als bisher fing jetzt für Margaret an. Ihre Eltern waren bereits fortgezogen, als sie von ihrer Hochzeitsreise zurückkehrte. Schöne, wonnige Monate folgten für sie. Mit ihrem Manne mußte sie an allem teilnehmen, was es in dem Orte an Vergnügungen und Zerstreuungen gab. Ohne jeglichen Rückhalt hieß man sie in den vor-

nehmsten Familien willkommen; ihre früheren Verhältnisse ignorierte man gänzlich.

Dem jungen Ehemanne schien es vollkommen ernst zu sein, mit den leichtfertigen Gewohnheiten seines Junggesellenlebens zu brechen. Er war sehr thätig im Geschäft, sehr häuslich, wenn er nicht mit seiner jungen Frau ausging, und allsonntäglich sah man beide in ihrem Sitze in der Kirche. Im Haushalte brauchte Margaret nur die Anordnungen zu treffen, die Arbeit wurde durch ein Dienstmädchen besorgt. So hatte sie in den Stunden, die ihr Mann im Geschäfte zubringen mußte, reichlich Zeit, sich in den so lange vernachlässigten schönen Künsten zu üben. Ein prächtiges Klavier gehörte mit zur Hauseinrichtung, denn Charlie spielte sehr gut, und abends war es ihm das größte Vergnügen, mit Margaret Versuche im vierhändigen Spiel zu machen oder mit ihr zusammen zu singen. Zu anderen Zeiten lasen sie gemeinschaftlich interessante Bücher, oder hatten nachbarlichen Besuch. Es war für Margaret eine unbeschreiblich glückliche Zeit.

Der Sommer neigte sich zum Herbst und der Herbst machte dem Winter Platz. Weihnachten kam und ging. Das Jahr, das für Margaret ein so ereignisvolles und freudiges gewesen war, nahm Abschied und zog hin ins Meer der Ewigkeit — „um zu sagen, wie sie's getragen." Mit freudigem Hoffen schauten die strahlenden Augen der jungen Frau ins neue Jahr hinein, denn es sollte das bringen, was allem irdischen Glücke die Krone aufsetzen mußte. Ehe der Frühling Einzug halten würde, sollten ja zwei Äuglein mehr sie in Liebe und Lust anblicken, und sie strich liebkosend über die zierlichen Sächelchen hin, die sie für den Empfang des kleinen Erdenbürgers herrichtete.

Wie in so vielen Orten unseres Landes war es in Fingal auch Gebrauch, daß die Herren am Neujahrstage von Haus zu Haus gingen und den Damen ihrer Bekanntschaft gratulierten. Es war auch Sitte, daß bei dieser Gelegenheit die Damen

ihren Gratulanten eine Erfrischung anboten. Leider bestand diese in den meisten Fällen in einem Gläschen Wein oder Punsch. Da nun die Herren in jedem Hause, in dem sie sich höchstens eine viertel Stunde aufhielten, die Gesundheit ihrer Wirtin zu trinken genötigt waren, so konnte es nicht ausbleiben, daß sie von den vielen und vielerlei Gläschen berauscht wurden, oft schon in der Hälfte des Tages. Nicht jeder hat die Festigkeit, dem freundlichen Nötigen des schönen Geschlechts zu widerstehen und nur am Gläschen zu nippen oder es gar nicht anzunehmen. Charlie Milton gehörte nicht zu diesen Festen. Er hatte seit seiner Verheiratung jeglicher Versuchung widerstanden, hatte nie mehr eine Schenke betreten, und seine Verwandten gaben sich ganz der Hoffnung und Freude hin, daß ihr Bruder gänzlich von seiner früheren Neigung abgekommen sei.

Aber am Neujahrstage mußte er doch mitmachen, seine Freunde erwarteten es, und das Geschäft erforderte, daß er mit unter der Zahl der Gratulanten war. Um zwei Uhr schon nötigten ihn Freunde, nach Hause zu gehen, weil er sich kaum mehr auf den Füßen halten konnte.

Er wankte mühsam die Treppe hinauf in sein Zimmer und warf sich aufs Bett. So wild und verstört und elend sah er aus, daß seine Frau im größten Schrecken aufsprang und ihm zu Hilfe eilen wollte. „Was fehlt dir? Bist du schlimm krank? Soll ich zum Arzt schicken?“ Tausend Möglichkeiten stürmten auf sie ein, nur die e i n e Möglichkeit, daß ihr Mann zu viel getrunken haben könne, kam ihr nicht in den Sinn. Auf alle ihre besorgten Fragen erhielt sie nur die kurze, etwas unfreundliche Weisung: „Mach die Vorhänge herunter und laß mich in Ruhe, ich kann die Neujahrsbesuche nicht aushalten.“ Sie that, wie ihr geheißen, und zog sich still zurück. Weshalb er die Neujahrsbesuche nicht aushalten konnte, darüber machte sie sich keine weiteren Gedanken. Als sie sich nach einiger Zeit wieder leise ins Zimmer schlich, fand sie ihren

Mann in festem Schlafe, der bis zum nächsten Morgen dauerte, und von dem er sich zu ihrer großen Beruhigung wieder ganz gesund erhob. Doch kam es von der Zeit an öfters vor, daß Charlie beim Nachhausekommen über Kopfweh klagte und dann sehr fest und schwer schlief. Dies machte ihr Sorgen, und sie teilte ihre Befürchtungen, daß ihr Mann krank sei und den Arzt zu Rate ziehen sollte, ihrem Schwager Wilhelm mit. Der beruhigte sie zwar, da er aber besser wußte, was die Ursache von Charlies „Kopfweh" war, so nahm er ihn sehr ernstlich vor, machte ihm Vorstellungen, bat und flehte doch um seiner Frau willen der Leidenschaft nicht wieder in die Arme zu fallen. Charlie versprach und gelobte alles, aber er hatte einmal wieder den Geschmack an den Getränken bekommen. Die Versuchungen und der Reiz waren stärker als alle guten Vorsätze. Der Böse hatte ihn wieder an einem kleinen dünnen Fädchen, Charlie schnitt das Fädchen nicht ab, und so zog es ihn immer mehr und mehr in die Tiefe des Verderbens.

Einige Wochen nach Neujahr wurde eine großartige Hochzeit in einer der reichsten Familien des Orts gefeiert. Margaret hatte besonderen Bitten Gehör gegeben und war mit ihrem Manne der Einladung gefolgt. Jetzt, da sie die Mittel hatte, sich nach Geschmack zu kleiden, kam ihre Schönheit erst recht zur vollen Geltung. An diesem Abend überstrahlte sie alle, und nicht nur die Blicke Fremder, sondern auch der ihres Mannes ruhte manchmal bewundernd auf ihr. Sie war auch so besonders froh und gut aufgelegt. Sie genoß einmal so recht das Fest einer fröhlichen Hochzeit im Andenken an ihre eigene frohe Hochzeit und war noch besonders erfreut darüber, daß ihr Mann sich so ritterlich um ihr Vergnügen und Wohlbefinden bemühte. Den ersten Teil des Abends verließ er kaum ihre Seite, erst nach der Tafel, die nicht nur reichlich mit den ausgesuchtesten Speisen, sondern auch mit den edelsten Weinen und mit Champagner besetzt war, überließ er seine Frau der Unterhaltung der übrigen Damen und wendete sich

mehr der Gesellschaft junger Herren zu, um bald mit ihnen in einem Nebenzimmer zu verschwinden, wo es dann sehr heiter und lustig zuging. Was dort getrieben wurde, konnte Margaret nicht sehen, aber sie freute sich, wenn sie ihres Mannes helles Lachen hörte, daß er so vergnügt sei.

Später am Abend kam ihr Schwager Wilhelm zu ihr, führte sie beiseite und sagte: „Maggie, du mußt Charlie nach Hause nehmen, es geht so nicht mehr, er wird uns alle blamieren."

Bleich wie der Tod starrte sie ihn an: „Was ist's? Was fehlt ihm? Ist er krank?"

„Ach was, krank, er trinkt zu viel!" gab Wilhelm ärgerlich und kurz zur Antwort.

Charlie zu viel trinken! Es war ja nicht möglich.

Ach sie mußte sich nur gar zu bald davon überzeugen, daß der, den sie für den edelsten, charaktervollsten, besten Menschen gehalten hatte, ja noch mehr, zu dem sie aufgeschaut hatte, wie zu einem Halbgott, ein ganz gewöhnlicher, alberner, läppischer, betrunkener Mensch war, der nicht mehr wußte, was er redete oder that, der ihr und ihrem Schwager den Heimweg zur Qual machte, und der hernach zu Hause im Rausch fast tobsüchtig wurde, bis sie ihn endlich zur Ruhe und zu Bette bringen konnten.

Wie eine geknickte Blume saß Margaret dann, noch in ihrem Gesellschaftsanzuge, im Wohnzimmer; die Hände in den Schoß gefaltet, mit thränenlosen Augen ins Leere starrend.

Der Schwager, der aufrichtiges Mitleid mit ihr fühlte, redete ihr freundlich zu, die Sache nicht so tragisch zu nehmen, Charlie sei schwach und könne weniger vertragen als andere. Ach, es waren nur leidige Tröstungen. Ihr Ideal war von seiner Höhe gefallen, ihr Traum war zerronnen, ihr leichtes, fröhliches Herz war dahin! Hinfort sah sie ein Gespenst vor ihrer Thüre stehen, und sie fühlte, daß die stete Furcht vor diesem Gespenst keinem wahren Glücke mehr Raum lassen würde.

Ach, wie lange, wie öde und kalt war die Nacht, die sie durchlebte im Kampfe mit ihrem eigenen Herzen, im Kampfe mit ihrem eigenen Willen, der sich nicht in Gottes Willen fügen wollte, wenn er sie solche Wege führte. An ihrem Hochzeitstage hatte sie zwar gesagt: „Im Glück oder Unglück: nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“ Aber hatte sie nicht doch bestimmt erwartet, Gott werde sein Füllhorn des Glücks über sie ausschütten, wie über so viele ihrer Bekanntschaft? Sie wußte ja wohl, daß sie die kleinen Beschwerden des Ehestands und des Lebens zu tragen haben würde, aber daß ein gütiger Gott ihr ein besonderes Unglück schicken könne, das war ihr niemals in den Sinn gekommen.

Und jetzt, da er es that? Warum? Warum? Womit habe ich das verdient? So rief das trotzige, verzagte Herz, und es kam keine Stimme noch Antwort, bis die aufgeregten, überspannten Nerven ihr Recht forderten und einen Thränenstrom verursachten. Tief in die Kissen des Sofas barg Margaret ihren Kopf, damit Charlie ihr Schluchzen nicht höre. Ach, der hörte diese Nacht gewiß nichts in seinem tiefen Rausche, aber ein treuerer Freund als Charlie hörte das Weinen und zählte die Thränen und schickte seine unsichtbaren Boten, in der Stille der Nacht, mit Trost und Balsam.

Warum? „Was ich jetzt thue, das weißt du nicht, du wirst es aber hernach erfahren!“

Als der Morgen graute, warf sie die Kleider ab und suchte ihr Lager auf. Ermattet vom Weinen und von der Nachtwache schlief sie noch fest, als Charlie am hellen Tage von seinem Rausch erwachte. Er stand leise auf, um seine Frau nicht zu stören, ließ sich in der Küche vom Dienstmädchen eine Tasse heißen Kaffee geben, die er hastig hinunter stürzte, und ging dann an seine gewohnte Arbeit.

Sein Bruder, welcher meinte, gerechte Ursache zur Unzufriedenheit zu haben, empfing ihn mit bitteren Vorwürfen über das Geschehene.

„Uns, deinen Verwandten, bist du zur Schande, und deine Familie bringst du ins Unglück! Wann willst du ein Mann werden, der männlich verweigert, was er nicht vertragen kann!"

„Das werde ich nie werden, das sehe ich jetzt selbst ein. Ein fester Wille ist weder in mir geboren noch erzogen, ich kann nichts dafür. Früher oder später gehe ich doch zu Grunde, es ist gar nicht der Mühe wert, weitere Versuche zu machen," gab er mürrisch und trotzig zurück.

Als er zum Mittagessen die Treppe zu seiner Wohnung hinauf stieg, that er es mit dem Gedanken: Margaret wird mich entweder gar nicht sehen wollen oder mich auch mit Vorwürfen überhäufen. Wie verwundert war er, als sie ganz wie gewöhnlich erschien und mit keinem Worte den gestrigen Abend erwähnte. Erschreckend bleich sah sie freilich aus, und obgleich sie sich zwang, über allerlei Alltägliches zu sprechen, waren doch ihre sonst so froh strahlenden Augen trübe und teilnahmlos, und um ihren Mund zuckte es manchmal wie verhaltenes Weinen. Vorwürfe wären ihm jetzt wahrlich lieber gewesen. Margaret aber war in der langen Nacht mit ihrem Herzen und mit ihrem alten, langbewährten „besten Freunde" zu Rate gegangen, und er hatte ihr wohl solche Gedanken ins Herz gegeben, daß sie nicht ihrem Manne ein Anstoß auf der abschüssigen Bahn wurde, sondern ihn in herzlichem Mitleid tragen und ihm vergeben konnte, wenn er sie über seinen wahren Charakter getäuscht hatte.

Darum konnte sie auch, als er's nachher nicht mehr aushielt, zu ihr kam, sie umfing und bittend fragte: „Maggie, hast du jetzt diesen armen Sünder gar nicht mehr lieb?" herzlich ihre Arme um seinen Hals schlingen und sprechen: „Ich habe dich immer lieb und werde dich stets lieb behalten, aber ich bin so sehr, sehr traurig und elend." Und sie hatte sich nachher keine Vorwürfe zu machen, daß sie in irgend einer Weise schuld an seinem Verderben sei.

Er faßte noch einmal um seiner Frau willen den Vorsatz, der Versuchung aus dem Wege zu gehen. Wie sie es wünschte, ihr zu versprechen, kein Getränk mehr anrühren zu wollen, das konnte sie nicht von ihm verlangen.

„Was würde es nützen, dir ein solches Versprechen zu geben? Ich würde mir nur noch eine Sünde mehr aufladen, indem ich das Versprechen bräche. Viel besser ist es, ich gewöhne mich allmählich an allerlei Getränk, dann kann ich auch etwas vertragen, wenn es angeboten wird."

Ob nun Margaret selbst diese Ansicht teilte, da sie immer noch nicht wußte, daß ihr Mann schon früher dem Trunk ergeben gewesen war? Jedenfalls drang sie nicht weiter in ihn, ihr ein Versprechen zu geben.

Vielleicht hätte er auch den Gedanken, sich allmählich an das Getränk zu gewöhnen, nie ausgeführt. Es schien, als ob er wirklich sich ganz davon enthalten wollte. Da kamen, bald nach dieser Zeit, etliche seiner früheren Bekannten aus seinem Heimatsorte, flotte junge Männer, deren Börsen wohl gefüllt waren, die sich den Westen einmal besehen, ein bißchen auf die Jagd gehen und hie und da alte Freunde aufsuchen wollten. Natürlich mußte Charlie den freundlichen Gastgeber machen, die jungen Herren begleiten, ihnen alles Sehenswerte zeigen und ihnen helfen, die Zeit möglichst angenehm zu verbringen. Daß dazu nun gehörte, von einer Schenke in die andere zu gehen und so wild und ausgelassen zu sein wie möglich, das war eben wieder Charlies Unglück.

„Du mußt deinen Mann nicht immer mitgehen lassen," sagte eines Nachmittags Schwager Wilhelm zu Margaret, „biete doch deine Überredungskunst auf, oder verbiete ihm einfach, dich jetzt zu verlassen. Es ist eine Schande, wie er es treibt, du mußt auch ein bißchen deinen Einfluß und dein Recht geltend machen."

Ja, sie hatte schon Abend für Abend allein zu Hause gesessen, bis spät in der Nacht ihr Mann mehr oder weniger

unsicheren Schrittes nach Hause kam. Heute war sie um so freudiger überrascht, als er schon um neun Uhr kam, sich wie zu anderen Zeiten ans Klavier setzte, spielte und mit ihr sprach; freilich etwas aufgeregt, getrunken hatte er, das konnte man merken, aber er zeigte doch die löbliche Absicht, sich gegen den Feind, der ihn umstricken wollte, zu wehren. Wer der gute Engel gewesen war, der ihn noch beizeiten nach Hause geschickt hatte, sagte er natürlich nicht. Ella, des Schankwirts Tochter, hatte ihn beiseite genommen und ihm Vorstellungen gemacht: „Sie sollten doch Ihre liebe junge Frau bedenken und ein Mann sein. Margaret grämt sich sonst noch zu Tod über Sie.“ Er hatte ihre Mahnung angenommen und war derselben gefolgt.

Eine Stunde hatten sie so recht angenehm zugebracht und waren bereits im Begriff, zur Ruhe zu gehen, als die Freunde die Treppe herauf polterten.

„Charlie, du mußt durchaus noch einmal mitgehen; wir haben eben ein ganz besonderes Bier entdeckt, das mußt du nur kosten. Lange werden wir ihn nicht aufhalten,“ sagten sie zu Margaret gewendet, die mit auf den Flur herausgetreten war, „in einer halben Stunde ist Ihr Gemahl wieder daheim.“

Margaret dachte an ihres Schwagers Mahnung und wollte sie befolgen; sie sagte deshalb bestimmt: „Mein Mann wird nicht mehr mit Ihnen gehen, gehen Sie nur allein und trinken Sie Ihr Bier.“

„Oho, bitte um Entschuldigung, daß wir störten, wir wußten nicht, daß Freund Charlie so tief unter den Pantoffel gesunken ist, daß er nicht mehr über sein Ein- und Ausgehen Herr ist und erst Madame um gnädige Erlaubnis fragen muß, wenn er ein Glas Bier trinken will,“ sagte einer der halbangetrunkenen Freunde in sehr spöttischem und herausforderndem Tone.

Charlie griff ohne weiteres nach dem Hute und sagte: „Ängstige dich nicht, ich bin bald wieder da.“

Da trat Margaret ihm in den Weg, hob bittend die Hände auf und sagte: „Charlie, um Gottes willen bleibe zu Hause!"

Geärgert durch seiner Freunde spöttische Miene, sowie durch Margarets ungewohnte Einmischung in sein Thun und Lassen, schob er sie unsanft von sich, bemerkte aber zu spät, daß sie am Rande der Treppe gestanden hatte. Durch die Bewegung aus dem Gleichgewicht gebracht, stürzte Margaret rücklings die Treppe hinunter.

Augenblicklich waren alle ernüchtert. Sanft hoben sie die scheinbar leblose Gestalt auf, trugen sie ins Zimmer hinauf, liefen zum Doktor und thaten alles, um das Unheil wieder gut zu machen.

Charlie war wie gelähmt vom Schrecken. Das hatte er nicht gewollt! Margaret war ihm das Liebste auf der Welt, mit Absicht würde er ihr kein Haar krümmen. Angstvoll lauschte er auf ihren Atem. Als sie die Augen aufschlug, bedeckte er sie mit Küssen und bat tausendmal um Vergebung, er habe ja nicht gesehen, wo sie stand. Sie solle nur um alles in der Welt sagen, daß sie keinen Schaden genommen habe. Sie sagte dann auch, sie habe nichts gebrochen und fühle keinen Schaden, sie wisse, es sei ohne Absicht geschehen.

Der Doktor aber, der herbeigerufen worden war, sagte anders, und als der Tag graute, wußten auch Margaret und ihr Mann, daß ihre Hoffnung und ihre Freude zerstört war, denn sie hielten ein totes Knäblein in ihren Armen.

Und die Welt draußen erzählte sich, wie schrecklich in Hader und Unfrieden das junge Miltonsche Ehepaar lebte; er habe im Streit seine Frau die Treppe hinunter geworfen. Sie sei bis auf den Tod beschädigt; wenn sie mit dem Leben davon komme, würde sie ihren brutalen Mann jedenfalls verlassen und auf Scheidung antragen.

Hätte doch die Welt, die in solcher Weise die Thatsachen entstellte, durch die geschlossenen Fensterläden blicken und sehen können, wie die junge Frau mit sanfter Hand über das

Haupt des zerknirschten und von Selbstvorwürfen gebeugten Mannes strich und ihm liebevoll zuredete! Die Liebe trägt alles, sie duldet alles, sie hoffet alles! Er hatte ihr ja niemals absichtlich wehe gethan, das stand ganz fest bei ihr, und jetzt, das wußte sie, trug er schwerer als sie an dem Verlust ihrer so lange und so freudig gehegten Hoffnung, weil er sich selbst beschuldigen mußte. Ihr erstes Gefühl war Mitleid mit ihm. Wenn nur diese bittere, schwere Erfahrung ihren Mann von der Leidenschaft retten würde, die ihn immer fester zu erfassen drohte, so wäre selbst dieser Preis kein zu großer.

Und doch war es auch für sie sehr, sehr schwer, ihre Hoffnung zu Grabe getragen zu sehen und auch hierin Gottes Willen zu erkennen. Noch manchmal fielen heiße Thränen auf die kleinen, zierlichen Sachen, die sie mit so frohem, leichtem Herzen hergerichtet hatte, ehe der dunkle Schatten auf ihren Weg fiel, und die jetzt alle als Andenken an das, was hätte sein können, unbenutzt im Schubfach lagen. Ob sie dieselben je würde gebrauchen dürfen?

Der Schrecken über das Geschehene, das ja auch seiner geliebten Frau hätte das Leben kosten und ihn zum Mörder machen können, hatte eine vollständig niederschmetternde Wirkung auf Charlie Milton. Die Augen waren ihm geöffnet, zu sehen, an welchem Abgrunde er stand, und wohin der betretene Weg ihn führen mußte. Er schauderte vor sich selber. Niemals wieder sollte ein Tropfen von dem heillosen Getränke über seine Lippen kommen, das gelobte er nicht nur sich selber, sondern auch seiner Frau.

Wie in der ersten Zeit ihrer Ehe, so lebten sie nun in häuslichem Glück und Frieden, nur daß beide durch die gemachte Erfahrung ernster geworden waren. Die Welt verstand das nicht; sie wartete vergeblich auf die Scheidung und konnte Margaret nicht begreifen, daß sie es wagte, mit einem solchen Menschen unter e i n e m Dache zu leben. Die Welt selbst war vorsichtiger und zog sich etwas scheu vor dem Manne zurück, der unter Umständen so gefährlich werden konnte.

Eigentlich war es gut für Charlie, denn so traten ihm weniger Versuchungen in den Weg. Hätte die Welt sich nur ganz von ihm gewandt und hätte ihn seiner Frau, seinem Bruder und seinem Geschäfte überlassen, vielleicht wäre der gute Keim gewachsen und stark geworden, mit der Zeit ihre Versuchungen ganz zu überwinden. Als aber der Herbst und mit ihm die Zeit der Fairs*) und Wettrennen kam, da meinte man doch, man müsse einen so netten und soliden jungen Mann, wie Charlie Milton jetzt sei, durch eine kleine Anstellung ehren; er wurde zum Amt eines Direktors der Wettrennen gewählt. Das Amt aber brachte es mit sich, daß er viel außer dem Hause und Geschäfte sein mußte. Das viele Beschäftigtsein draußen in Staub und Hitze ermüdete. „Bei dem trockenen, staubigen Wetter muß man doch die Kehle etwas anfeuchten," meinten selbst die alten, besonnenen, schon ergrauten Häupter. Das erste Glas, das ihm angeboten wurde, trank Charlie Milton mit wirklichem Durst, ohne auch nur daran zu denken, daß er ja sich und seiner Frau gelobt habe, nie mehr geistiges Getränk anzurühren. Als es ihm dann einfiel, raunte ihm der Versucher zu: „Siehst du, du kannst kein Gelübde halten, warum willst du dich noch unnütz quälen und lächerlich machen?" Um diese Lüge zu durchschauen, dazu fehlte es ihm freilich an der rechten Erkenntnis in Gottes Wort. Und statt sich gegen die wieder aufwachende Lust wie ein Mann zu wehren, oder, was noch besser gewesen wäre, dem Beispiele seiner Frau zu folgen und sich von einer höheren, stärkeren Macht, als sein armer, schwacher, menschlicher Wille war, die Kraft zu erbitten, der bösen Leidenschaft Widerstand zu leisten, beschwichtigte er sein Gewissen und gab dem Kitzel des Gaumens nach mit der Entschuldigung: „Ich kann einmal nicht anders."

Als die Ausstellung vorbei war, war über alle seine guten Gewohnheiten, Vorsätze und Gelübde Gras gewachsen. Charlie

*) Ausstellungen.

Milton war wieder ein täglicher Gast im Wirtshause. So konnte es nicht fehlen, daß das Geld knapp wurde. Die feste monatliche Einnahme, die sonst so reichlich den kleinen Haushalt erhalten hatte, reichte bald nicht mehr aus; Margaret mußte sich einschränken. Sie entließ die Magd und besorgte fortan ihren Haushalt selber, froh, eine Beschäftigung für ihre müßigen Hände und keinen Zeugen ihres häuslichen Elends mehr im Hause zu haben. Nur als nach Jahresfrist ihnen ein Ersatz für das tote Knäblein in Aussicht stand, ermannte sich Charlie noch einmal und schien seine ganze Willenskraft daran zu setzen, die Fesseln, die ihn umschlossen, abzuschütteln.

Eine kurze Zeit des Sonnenscheins folgte. Als aber statt eines starken, gesunden Knaben, den sie erhofft hatten, ein schwaches, elendes Mägdlein geboren wurde, das die Missethat des Vaters mit einem kurzen siechen Leben schien büßen zu sollen, da war jeglicher Halt dahin. Als ob er sein Gewissen ersäufen müsse, so trieb es ihn jetzt von Hause fort.

Froh, ein Kindlein zu herzen, einen Zeitvertreib für die langen, einsamen Tage und Abende zu haben, froh, etwas zu haben als Trost für ihr armes, betrübtes, bekümmertes Herz, sah Margaret nicht, was Fremde sahen, daß das Kind nicht war, wie es sein sollte. Mutterliebe sah nur den elenden, kleinen Körper und hoffte, daß durch Pflege und gute Nahrung alles noch gut werden würde, daß ihr Kindchen bald so unter ihrer Hand aufblühen würde, wie dies bei ihren Geschwistern zu Hause der Fall gewesen war.

Sie sparte keine Mühe. Tag und Nacht hegte und pflegte sie das zarte Pflänzlein. Sie meinte, Gott, der ihr das schwere Kreuz mit ihrem Manne auferlegt hatte, könne doch unmöglich ihre Gebete für das Gedeihen des Kindleins unerhört lassen. Für ihres Mannes Rettung von seiner Leib und Seele zerstörenden Leidenschaft hatte sie alles gethan, was in ihren Kräften stand; jetzt konnte sie nur noch für ihn beten. Daß

Gott ihn in seiner Liebe retten wolle, daran zweifelte sie nicht, aber ob noch die Möglichkeit vorhanden sei, diesen göttlichen Willen hinauszuführen, das war die bange Frage, die ihr Herz beschwerte, seitdem sie wußte, daß Charlie schon in frühester Jugend, lange ehe sie ihn kannte, dieser Leidenschaft ergeben gewesen war, und daß seine Eltern und Geschwister kein Mittel, ihn davon zurückzubringen, unversucht gelassen hatten. Früher oder später mußte der Körper dem Mißbrauche erliegen.

Seitdem Charlie das Geschäft gänzlich vernachlässigte und Tag für Tag die stärksten Getränke zu sich nahm, so daß er kaum je bei klarem Verstande war, hatte sein Bruder versucht, Margaret zu bewegen, allen Wirten im Städtchen zu verbieten, ihrem Manne irgend welches Getränk zu verabreichen. Lange hatte sie gezögert, einen Schritt zu thun, der ihn zum öffentlichen Spott der Leute machen mußte. Doch als ihr Schwager und auch Charlies Vater brieflich ihr die Überzeugung aufnötigten, daß es ihre Pflicht sei, kein Mittel unversucht zu lassen, ihren Mann zu retten, gab sie unter Thränen und heißen Gebeten zu Gott, er möge das Mittel segnen, ihre Zustimmung zu diesem letzten Schritte.

Gott hilft selten so, wie wir Menschen meinen, daß er helfen müßte; wohl hört er unser ernstliches Gebet für das Heil unserer Lieben und hilft gewiß, aber seine Wege sind andere als unsere Wege, und das mußte auch Margaret erfahren. Zunächst aber wurde ihr Glaube noch auf eine harte Probe gestellt.

Als Charlie Milton sah, daß er in keiner Wirtschaft in Fingal mehr bekommen konnte, was ihm jetzt ein größeres Bedürfnis geworden war, als das tägliche Brot, da erfaßte ihn eine ungeheure Wut; nicht etwa gegen seine Frau — an die dachte er gar nicht —, sondern gegen seinen Bruder, den er gleich als den Urheber dieses „Streiches" erkannte.

Und wie er es als Kind gemacht hatte, gerade so machte er es auch jetzt.

„Wer hat dir ein Recht über mich gegeben? Ich lasse mich nicht zwingen. Ich bin der ewigen Bevormundung müde. Jetzt gerade thue ich, was ich will."

So schrieb er mit ein paar flüchtigen Zeilen, die er auf seinem Pulte im Store liegen ließ, — steckte eine Anzahl Banknoten zu sich und verließ mit dem nächsten Zug den Ort, ohne daß irgend jemand eine Ahnung von seiner Absicht hatte. Bis man ihn vermißte, ihn überall suchte und zuletzt seine Spur fand, waren etliche Tage vergangen. In welch einer schrecklichen Angst und Spannung Margaret diese Tage verlebte, läßt sich kaum beschreiben.

Endlich, endlich kam Nachricht von seinem Bruder Wilhelm, der seiner Spur gefolgt war, daß er Charlie gefunden habe, aber — im Hospital und in einem schrecklichen Zustande.

„Jetzt gerade thue ich, was ich will!" Das war der einzige Gedanke gewesen, den Charlie Milton in sich hatte aufkommen lassen. Er war nach der großen Stadt gereist, wo ihm niemand etwas in den Weg legen konnte, und dort hatte er sich auf eine ordentliche „Sauftour" begeben, bis die Natur sich sträubte und er in alle die Schrecknisse des Säuferwahnsinns verfiel.

So fand ihn sein Bruder. Es war wenig Hoffnung, daß Charlies Körper, von Natur nicht stark und durch Mißbrauch geschwächt, die Krankheit überwinden würde. Aber nun traten die vielen glaubens- und vertrauensvollen Gebete seiner Frau zwischen ihn und sein ewiges Verderben. Lange schwebte sein Leben in Gefahr, und als diese Gefahr überstanden schien, war von dem einst so kräftigen, lebensfrischen, immer fröhlichen Charlie Milton nichts übrig, als eine menschliche Ruine. Ganz gesunden konnte er nicht mehr; ein langsames Dahinsiechen war alles, was die Ärzte noch in Aussicht stellten.

Und Margaret, die schöne, rosige Blume mit dem strahlenden Augenpaar und dem heiteren Gemüt? Längst hatten Kummer, Herzweh und schlaflose Nächte ihre vollen, rosigen

Wangen in schmale, bleiche verwandelt. Kaum zwanzig Jahre alt, hatte sie frühe eine schwere Last zu tragen. Ein sieches Kind und ein dem Tode verfallener Mann war ihr geblieben von alle der Herrlichkeit, die ihr Hochzeitstag ihr versprochen, und die ihr Herz einst erträumt hatte! Sie hätte wohl mutlos und verzagt werden können unter der Last, denn zu allem anderen Elend war auch ihr Mann jetzt, im Gefühl seiner gänzlichen Ohnmacht, verschlossen, anspruchsvoll und rücksichtslos. Hätte Margaret nicht frühe gelernt, geduldig zu sein unter äußerem Druck und ihre Hilfe nicht bei Menschen, sondern bei dem Freunde dort oben zu suchen, der immer ein offenes Ohr und erbarmungsreiches Herz hat für der Menschenkinder Erdenleid, sie hätte nicht, bei Tag und bei Nacht, mit stets sanften, hilfreichen Händen ihren beiden Kranken dienen können; sie hätte selbst keinen Trost gehabt und darum auch ihres verzagten Mannes Herz nicht mit trostreichen, liebevollen Worten aufrichten können; ihr Angesicht hätte ihm nicht zulächeln können, obgleich ihr Herz von Kummer beschwert war.

Als Charlie so weit hergestellt war, daß er aus dem Hospital entlassen werden konnte, hatte Margaret auf Rat des Schwagers ihre bisherige Wohnung mit einer kleineren, etwas weiter vor der Stadt zur ebenen Erde liegenden vertauscht. Dort konnte ihr Mann, auf einen Stock gestützt, im Garten umhergehen und an warmen, sonnigen Tagen in der Hängematte unter den Bäumen ruhen.

Aber weder Sonnenschein noch Blütenduft noch Vogelsang konnte die dunkle Wolke von seinem Gemüte nehmen und die finstere Stirn glätten. Nicht sich selbst klagte er über seinen jetzigen Zustand an. Er haderte mit Gott und aller Welt, bis er ganz im Finstern saß und sich selbst einredete, es gäbe keinen Gott, keine Ewigkeit und kein Gericht. Aber so oft er sich's auch vorsagte, er konnte doch das Bangen im Herzen vor dem, was ihm bevorstand, nicht bannen.

„Laß doch das fromme Gerede von Gott und Gottes Willen," fuhr er seine Frau unsanft an, als sie nachts einmal, während er nicht schlafen konnte, an seinem Lager saß und ihm zusprach. „Wo ist denn dein Gott, und was nützt dir alle dein Beten? Und sprichst noch gar von einem barmherzigen Gott! Eine schöne Barmherzigkeit, die dich in solches Elend kommen läßt!"

„Sprich nicht so, Charlie," sagte sie sanft. „Es würde kein so bitteres Gefühl in dir aufkommen, wenn du die Hände falten könntest und sagen: ‚Vater, vergieb!'"

„Was soll er mir vergeben? Daß er selbst mich mit einem so schwachen Willen geschaffen hat? Daß er mir eine Mutter gab, die mich ganz und gar verdarb und mir durch ihre weichliche, nachsichtige Erziehung alle Möglichkeit nahm, den Versuchungen des Lebens zu widerstehen? Und für diese seine eigene und meiner Mutter Schuld wird nun dein ‚barmherziger' Gott mich verdammen, und ich soll in alle Ewigkeit büßen für das, was ich nicht helfen konnte?"

Verwundert blickte Margaret ihren Mann an.

„Ich bin kein großer Gelehrter," erwiderte sie nach einer Pause, „und kann Gottes Wege nicht immer verstehen. Warum er den einen Menschen so und den andern anders schafft, das wird uns wohl auch mit all unserem Grübeln und Denken nicht klar werden. Aber das glaube ich gewiß, Gott läßt keine Versuchung zum Bösen an einen Menschen herankommen, ohne viel, viel mehr ihn zu locken und zu warnen, dem Bösen zu widerstehen, und ohne ihm die Kraft anzubieten, es zu überwinden. Schließlich ist es doch des Menschen eigene Schuld, wenn er der Stimme des Guten sein Ohr verschließt. Als ich letzthin einen Besuch bei deinem Bruder Wilhelm machte, war die Zuckerdose auf dem Tische stehen geblieben. Klein Charlie kam ins Zimmer, und nachdem er sich umgeblickt, ob auch niemand ihn sehe, naschte er von dem Zucker. Würdest du sagen: Das Kind konnte nicht anders, die Mutter war schuld, daß sie

den Zucker stehen ließ, und der Vater, der das Kind strafte, handelte ungerecht?"

Charlie antwortete nicht; er schien einzuschlafen. Nach einer Weile suchte auch Margaret ihr Lager auf.

Von der Zeit an kam es öfter vor, daß die beiden in stillen Stunden der Nacht miteinander von Gott und Ewigkeit redeten. Langsam nur kam Charlie zur Erkenntnis seiner eigenen Schuld. Als er sich derselben aber nicht länger verschließen konnte, sagte er mit einem tiefen Seufzer zu seiner Frau:

„Oh Maggie, es ist schrecklich, einen Tag nach dem anderen schwinden zu sehen und mit jedem der Verdammnis näher zu kommen!"

„Nein, Charlie, nicht das. Wer seine Missethat bekennt und läßt, der wird Barmherzigkeit erlangen. Wer aber Barmherzigkeit erlangen will, der muß auch danach verlangen."

„Ich glaube nicht, daß ich meine Missethat lassen könnte, wenn ich wieder gesund würde; ich würde wieder in Versuchung fallen."

„Gott könnte deinen Willen stärken; heißt es doch in der Schrift: ‚Gott ist's, der in euch schafft das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen;' aber du selbst mußt ihn immer darum bitten und nie lässig und sicher werden."

„Ich habe es gethan; ich habe darum gebeten! An unserm Hochzeitstage habe ich Gott gelobt, ich wollte dich nicht ins Unglück bringen, mein armes Lieb, und nun habe ich's doch gethan! Nein, ich wünsche nicht, wieder besser zu werden, und du mußt es auch nicht wünschen. Es ist so besser für dich und für mich. Bitte Gott, daß ich Barmherzigkeit erlange."

Draußen wehte ein leiser Wind durch die Baumwipfel, und sachte und sanft fielen die ersten Herbstblätter zur Erde. Ob nicht auch sachte und sanft Engel Gottes Botschaft zur Erde hernieder und von der Erde, aus diesem Krankenzimmer, Gebete zum Thron des Höchsten trugen?

* * *

„Margaret kann unmöglich auf die Dauer die anstrengende Pflege zweier Kranken aushalten; sie kommt ja Tag und Nacht nicht zur Ruhe. Ihr solltet eine Pflegerin ins Haus nehmen, ehe es zu spät ist und sie auch zusammenbricht," sagte Wilhelm Milton zu seinem Bruder, indem er mit besorgten Blicken seiner jungen Schwägerin nachsah, die so müde und matt das Zimmer verließ, um auf einige Stunden Ruhe zu suchen, während der Bruder ihren Platz an Charlies Bette einnahm.

„Verschont mich mit fremden Pflegerinnen! Ist denn zu Hause niemand, der kommen und Margaret zuweilen ablösen könnte? Da sind doch drei Schwestern, die nichts zu thun haben!" sagte Charlie müde und verstimmt.

Wilhelm meinte: „Daß mir das auch nicht schon längst eingefallen ist! Mich wundert nur, jetzt, da du davon sprichst, daß die Schwestern sich noch gar nicht haben sehen lassen; früher haben sie dich ja nie genug hätscheln und pflegen können."

„Ich wollte, sie hätten mich damals in Ruhe gelassen, und Vater hätte mich in die Hände genommen und streng erzogen, wie er dich und unseren verstorbenen Bruder erzogen hat. Warum mußte ich als der Jüngste unter das Weiberregiment kommen, daß solch ein Waschlappen aus mir geworden ist!"

„Armer Junge! Vater hat es zu spät eingesehen und tausendmal bereut. Er konnte vielleicht auch nicht viel ausrichten gegen die anderen, weil du oft kränklich warst."

„Oder dafür ausgegeben wurde. Mir gefiel's natürlich auch besser, auf dem Sofa zu liegen und Märchen zu lesen und mit Delikatessen und allerlei Stärkungsmitteln gefüttert zu werden, als früh, durch dick und dünn, zur Schule zu gehen. Da hieß es: Charlie ist krank. Jetzt ist er wirklich krank und bedarf ihrer, schreibe ihnen das."

Seitdem der Sommer sich zum Herbst geneigt hatte, war Charlie stets schwächer und sehr reizbar geworden. Es war keine leichte Aufgabe, ihn zu pflegen. Dazu war auch das

Kindlein, welches zahnte, sehr unruhig. Hilfe war dringend nötig. Wilhelms Frau war durch ihr eigenes kleines Kind ans Haus gebunden. Was wäre natürlicher gewesen, als daß eine der Schwestern sich unaufgefordert zum Krankendienst an ihres Bruders Bette eingestellt hätte.

Wilhelm schrieb also und schilderte mit bewegten Worten die traurige Lage des Bruders und die geringe Hoffnung auf seine Genesung und bat zugleich, daß eine der Schwestern kommen möge, um Margaret in der Pflege zu unterstützen.

Statt der Schwestern antwortete der Vater. Die Antwort lautete: „Mutter ist sehr angegriffen, seitdem sie von Charlies Zustand unterrichtet ist, so daß ich sie nicht verlassen kann, sonst wäre ich schon längst bei meinem armen Jungen. Von den Schwestern scheint keine besondere Lust zu haben, sich den Entbehrungen, die sie im ‚wilden Westen' fürchten, auszusetzen. Mary leidet an nervösen Kopfschmerzen. Jenny ist zu ihrer Pflege und Gesellschaft nötig, und Kate hat eben jetzt Aussicht, noch eine ‚gute Partie' zu machen, da wäre es nicht ratsam, meint die Mutter, sich von daheim zu entfernen. Auch beteuern sie allesamt, durchaus kein Talent zur Krankenpflege zu haben und die Luft im Krankenzimmer nicht aushalten zu können. In jedem größeren Orte wären ja wohl berufsmäßige Krankenpflegerinnen zu haben; sie wären gerne bereit, die Kosten zu bestreiten.

Ich bitte dich, Wilhelm, schaffe nur alles an, was irgendwie Charlies Zustand zu erleichtern vermag. Ich selbst werde, sobald ich mich losmachen kann, zu ihm eilen."

Charlie sagte nur wehmütig: „Ich hätte doch gedacht, daß sie etwas mehr Liebe für mich hätten." Dann aber sprach er nie wieder davon.

Wilhelm nannte seine Schwestern selbstsüchtige alte Jungfern; er war ganz entrüstet über ihre Lieblosigkeit gegen ihren todkranken Bruder.

„Ihr müßt dann wohl eine Pflegerin kommen lassen," sagte Charlie am anderen Tage zu Margaret. „Du sollst dich

nicht ganz aufopfern für mich unwürdigen Menschen, der deinem Leben nur Herzeleid gebracht hat."

„Nein, liebster Charlie, sprich nicht so! Ich habe noch niemals bereut, daß ich dich genommen habe. Fremde sollen dich nicht pflegen, so lange ich noch stehen und gehen kann. Jede Stunde bei dir ist mir kostbar. Wilhelm und ich haben schon Vorrichtungen getroffen. Eine alte Frau hat sich bereit gefunden, ins Haus zu kommen und das Kind zu übernehmen, und dein Bruder und ich teilen uns in deine Pflege. Auch hat ja dein Vater versprochen zu kommen."

„Um Wilhelm und dich habe ich's nicht verdient, daß ihr mir so treu beisteht. Es wird wohl nicht lange mehr währen; ich wollte, Vater käme bald!"

Margaret wußte, daß es mit ihm zu Ende ging, und wollte noch alle Liebe, die sie in ihrem Herzen hegte, mit der That beweisen, auch noch die kurze Zeit, die ihnen vergönnt war, ihres Mannes Liebe und Gegenwart genießen. So saß sie oft stundenlang ungestört an Charlies Lager. Wenn er bat: „Lies mir etwas vor" und sie, statt zur Zeitung oder zu einem unterhaltenden Buch, zur Bibel griff, machte er keine Einwendung. Auch hatte er nichts mehr dagegen, als sie den Prediger, der sich schon öfter bei ihm gemeldet hatte und nicht vorgelassen worden war, kommen ließ. Dieser besuchte ihn von da an fast täglich und wies ihm den Weg zur Seligkeit, nach dem sein Herz jetzt aufrichtig fragte.

Als dann auch sein Vater kam und er ihm die irdische Sorge, die ihn drückte, die Versorgung seiner Frau und seines unglücklichen Kindes, ans Herz legen konnte und von ihm das Versprechen erhielt, für sie väterlich sorgen zu wollen, da, als der Herbstwind das letzte Laub von den Bäumen wehte, konnte er getrost die Hände falten und sprechen: „Vater, vergieb!" und versöhnt mit Gott, durch Christi Blut, die Augen im Tode schließen.

Margaret wußte, daß Gott ihre Gebete um Errettung ihres Mannes erhört hatte. Nicht wie sie wollte, sondern wie

er wollte; und wenn sie auch tief trauerte um den Verlust des geliebten Mannes, so hieß es doch in ihrem Herzen: „Der Herr hat alles wohl gemacht."

Einmal in ihrem Leben war ihr nun auch die große Erleichterung zu teil geworden, sich an der Brust eines liebevollen Vaters auszuweinen. Der alte Herr Milton, der sie stets seine liebe Tochter nannte, nahm sie, als sein Sohn sie noch mit sterbenden Lippen „den guten Engel seines Lebens" genannt hatte und an ihrer Brust seinen letzten Atemzug gethan hatte, in seine Arme und an sein Herz; zusammen weinten und trauerten sie um den Toten. Hernach sagte er auch zu ihr: „Um die Zukunft gräme dich nicht; ich habe Charlie versprochen, für dich zu sorgen. Widme dich jetzt ganz deinem Kindchen, bleibe hier bei dem armen Wurm, wenn wir Charlies sterbliche Hülle nach Hause bringen in die Familiengruft. Das Kind würde die lange Reise nicht ertragen."

Und sie blieb gehorsamlich, obgleich es ihr sehr, sehr schwer wurde, einsam zurück zu bleiben im öden Hause. Die Welt urteilte: „Sie geht nicht einmal mit, ihrem Manne die letzte Ehre zu erweisen! Nun, eigentlich kann man es ihr nicht verdenken, wenn sie froh ist, die Last los zu sein. Viel Freude hat sie nicht gehabt in ihrem kurzen Ehestand. Das kommt davon, wenn einer über seinen Stand hinaus will. Hochmut kommt vor dem Fall! Ob jetzt wohl die großartige Sippschaft für sie sorgt?"

Einstweilen schien sie ja noch zu sorgen. Die junge Frau behielt ihre Wohnung. Zur Gesellschaft und zum Schutz, damit sie nicht allein war mit dem kranken Kind, blieb auch die alte Frau bei ihr wohnen. Das Kind aber wurde immer elender; alle, nur die Mutter nicht, sagten: es wird seinem Vater bald folgen! Margaret trauerte noch zu sehr um ihren Mann, als daß sie nur daran gedacht hätte, daß sie auch noch das Kind könnte hergeben müssen. Dazu brachte auch Schwa-

ger Wilhelm, als er von der Bestattung seines Bruders zurückkam, die traurige Nachricht mit, daß sein Vater gar nicht wohl sei. Ob es die Folgen der langen Reise seien, oder der Gram um den Sohn, er wäre ganz hinfällig. Beim Abschied habe er ihm aber noch gesagt: „Ich werde mein Testament machen, sobald ich mich etwas besser fühle, und Margaret Charlies Teil vermachen; du hast doch nichts dagegen?“

Kaum zwei Wochen nachher kam eine Depesche an Wilhelm: „Vater ist vom Schlag gerührt, komme sogleich.“

„Wenn er nur noch sein Testament gemacht hat,“ sagte Wilhelm zu seiner Frau. „Gehe öfters zu Margaret und tröste sie.“

Wilhelms Frau wußte gut genug Bescheid über die Familienverhältnisse, um zu ahnen, daß, wenn der Vater kein Testament gemacht habe, Margaret möglicherweise leer ausgehen würde. Um ihre Schwägerin einigermaßen darauf vorzubereiten, sagte sie bei Gelegenheit eines Besuches zu ihr:

„Ich hoffe, das arme Kindchen lebt wenigstens noch ein paar Stunden länger als sein Großvater.“

Margaret schaute sie erschrocken an: „Lebt? Meinst du denn, daß es sterben könnte?“

„Margaret, bist du denn blind? du siehst doch, daß es nur noch Haut und Knochen ist und sein Leben an einem Fädchen hängt!“

„Ja, an einem Fädchen hängt sein Leben, aber dies Fädchen kann nicht, darf nicht zerreißen! Gott erhört Gebete, das habe ich erst erfahren. Er wird meine Gebete für das Leben des Kindes gewißlich erhören,“ sagte Margaret leidenschaftlich.

„Margaret, du weißt nicht, was du bittest. Das Kind wird sein Leben lang sich selbst und dir und anderen Menschen zur Last sein. Ich hoffe nur, es lebt so lange, bis dir sein Erbteil sicher ist.“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Wenn der Großvater eher stirbt, und es ist keine Hoffnung für sein Leben, schreibt Wilhelm, dann ist Charlies Kind

ein rechtmäßiger Erbe, da kein Testament vorhanden ist, und die Mutter erbt vom Kinde. Verstehst du? Vater hatte vor, dir Charlies Teil zu vermachen; er hat es nicht mehr thun können. Seine Mutter und Geschwister sind selbstsüchtig und könnten möglicherweise anders handeln."

„Ja, ich weiß, sie mögen mich nicht, sie hatten aber auch wenig Liebe für Charlie."

„Meinst du?" sagte die Schwägerin. „Da hättest du nur dabei sein sollen, als Charlie beerdigt wurde! Wilhelm sagte, es sei ganz herzzerreißend gewesen, wie seine Mutter und Schwestern geweint und gejammert haben. Mit Blumen haben sie ihn fast zugedeckt. Ja, das prachtvollste Blumenstück, das in B. je gesehen worden ist, so stand in der Zeitung, haben die Schwestern ihm gestiftet. Wenn ich sie recht kenne, so wird die tiefe Schwärze ihrer Kleidung und die Länge und Undurchsichtigkeit ihrer Schleier aller Welt Zeugnis von der Größe ihrer Trauer geben."

„Und doch eilte keine von ihnen an ihres Bruders Krankenlager, auch nicht, als er nach ihnen verlangte," sagte Margaret wehmütig.

„Ja, das war eben ganz etwas anderes! Das hätte ein persönliches Opfer erfordert. Sie sind eben sehr bequem und durch und durch selbstsüchtig. Ihre Handlungen werden meist von ‚was wird die Welt sagen' bestimmt. Bei einer Verteilung des Vermögens ihres Vaters ist es aber sehr wahrscheinlich, daß ihr Egoismus größer ist als die Furcht vor dem Urteile der Welt. Wilhelm und ich gönnen dir Charlies Teil von Herzen. Darum hoffen wir, des Kindes Lebensfädchen hält noch eine Weile," sagte die Schwägerin, indem sie mitleidig auf das kleine, elende Wesen blickte, welches auf Margarets Arme lag. Wie greisenhaft alt sah doch das kleine Gesichtchen aus! In Gedanken verglich sie damit ihr eigenes rosiges Kindchen, welches nur halb so viele Wochen zählte, wie dieses Monate.

„Oh bitte, sprich nicht so! Ich kann den Gedanken nicht fassen. Denke, wenn du gar nichts auf der Welt hättest, als ein solch armes, kleines Geschöpfchen, wie würde dir zu Mute sein? Ich habe weder Vater noch Mutter, weder Mann noch Heimat, nur dies süße kleine Wesen, woran mein Herz hangt! Gott kann nicht so grausam sein, mir auch das noch zu nehmen." Und sie brach in bittere Thränen aus.

Auf dem Heimwege sagte die Schwägerin zu sich selbst: „Arme Margaret! Es scheint wirklich, als ob unser Herrgott sie zu hart anfaßte!"

* * *

Kaum vierundzwanzig Stunden später riß das Fädchen. Es war am Abend des nächsten Tages. Das Kind hatte lange wie im Schmerz gewimmert, was es in letzter Zeit so oft gethan, denn ihm fehlte die Kraft zu schreien. Plötzlich verdrehte es die Augen, streckte die Glieder, und dann stand der Atem still. Die alte Frau fuhr sanft mit der Hand über die brechenden Augen des Kindes und drückte sie zu, indem sie sagte: „Gott sei Dank, es hat ausgelitten." Da erst wußte Margaret, was geschehen war. Sie horchte auf einen Herzschlag, fühlte das Kind an, es war kalt, — tot. Wirklich tot. Und die Frau sagte: „Gott sei Dank!" Gott? Wo war Gott? Durch ihr aufgeregtes Gemüt gingen plötzlich alle die lästerlichen Aussprüche, die sie früher von ihrem Stiefvater gehört hatte. „Es ist ein frommer Wahn, ein Glaube, gut für Schwächlinge und zarte Frauenseelen." Und zu einem frommen Wahn hatte sie gebetet! Hatte alle ihre Hoffnung auf Erhörung gesetzt, wo kein Ohr war zu hören. Nein, wenn ein Gott wäre, so könnte er nicht so grausam sein, ihr alles zu nehmen. Alles hin, auch der Glaube an den „besten Freund," der es gut mit ihr meinte! Alles! Wozu war sie noch auf der Welt? Sie war überflüssig, warum noch länger leben? „Es ist alles eins; wenn der Mensch tot ist, ist er tot und bleibt liegen, wo er fällt!"

Ehe die alte Frau, die sich mit dem toten Kinde beschäftigte, es merkte, war Margaret aus dem Zimmer fortgegangen, hatte schnell ein Tuch über den Kopf geworfen und war auf die dunkle Straße hinausgeeilt. Hier tobte und trieb der Dezemberwind durch die Gassen. Es war ein wilder Aufruhr in der Natur. Ein Aufruhr, so wild fast, wie im Herzen der einsamen Frau, die eilig durch die Straßen dem Flusse zuschritt. Der Wind brauste immer hinter ihr her, als ob sie nicht schnell genug ihr Ziel erreichen könnte. Hui! Hui! rief er ihr nach, als ob alle bösen Geister sich freuten, daß ihnen wieder ein Opfer zulief. Verzweiflung im Herzen, hieß es in Margarets Ohren nur immer: „Warum? warum? warum? Wenn ein Gott wäre, hätte er es nicht gethan! Und war kein Gott, dann auch kein Gericht und Ewigkeit. Warum dann dies elende Leben noch länger hinschleppen?“

Sie stand schon auf einem Vorsprunge am Rande des Flusses und schaute hinab in die tosende, schwarze Flut. So tosend, schwarz und dunkel war's gerade in ihr, dort gehörte sie hin. — Schon faßte sie das Tuch krampfhaft zusammen, um sich zum Sprunge in die Tiefe anzuschicken. Da — was war das? Was trug der Wind, der eben noch Hui, Hui, wie in boshafter Freude, geheult hatte, zu ihr herab? Deutlich und klar tönte Gesang an ihr Ohr:

„Soll doch in Kreuz und Pein
Dies meine Losung sein:
Näher, mein Gott, zu dir,
Näher zu dir.“

Sie schaute sich um; woher kam die Stimme? Ja, jetzt sah sie es. Droben in der Kapelle auf dem Hügel war Licht. Es war ja Sonntag. Dort sang man. Und hier? — Sie schauderte. Was hatte sie thun wollen? „Näher, mein Gott, zu dir“ klang es wieder. Würde das sie näher bringen, wenn sie dort hinunter sprang? Nein und abermals nein! Es gab doch einen Gott, der sie im letzten Augenblicke noch zu-

rückgehalten hatte von der schrecklichsten That. Schaudernd und fröstelnd wandte sie sich ab und eilte den Weg, den sie gekommen war, zurück. Aber es ging schlecht gegen Wind und Wetter an, nur, daß alle Verse des Liedes, welches sie droben sangen, ihrem Herzen Trost und Stärke mit auf den Weg gaben.

„Soll doch trotz Kreuz und Pein dies meine Losung sein: Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir!" hieß es in ihrem Herzen, als sie die Schwelle ihres Hauses wieder erreichte. Laut schluchzend sank sie nieder an dem Bettlein ihres toten Kindleins, das jetzt mit gefalteten Händchen weiß gekleidet dalag.

Die alte Frau dachte: Armes junges Weib, weine nur dein Leid aus. Als aber immer wieder aufs neue ihr ganzer Körper durch die Gewalt der heftigen Schmerzensausbrüche erschüttert wurde, da legte die Alte sanft ihre Hand auf Margarets Schulter und sagte: „Nit so, nit so, haltet's die arme Seel nit auf, gönnet's ihr die Freid, danket's unserm Herrn Gott, der's arme Würmle erlöset hat aus aller Not."

„Ach, liebe Frau Meierle, ich weine jetzt nicht um das Kind, ich weine über mich selber und über meine große Sünde."

Die alte Frau verstand wohl nicht den Zusammenhang, aber doch gab ihre einfache Antwort, festgegründet in Gottes Wort und Verheißung, Margaret den Trost, den sie für ihr reumütiges Herz bedurfte. Jetzt sah sie auch, als sie auf das kleine, erdfahle Gesichtchen, auf die dürren, zusammengeschrumpften Händchen ihres toten Lieblings blickte, was anderer Augen längst gesehen hatten. Die entflohene Seele wieder zurückwünschen in diesen elenden Körper, nein, das wollte sie nicht. Lieber für sich die Einsamkeit, als für das Kind die Schmerzen des Leibes! Und sie konnte im Blicke darauf wirklich sagen: „Gott, ich danke dir, daß mein Kind genesen ist, nicht wie ich wollte, aber wie du in deiner Weisheit es für das Beste erkannt hast." Wie eine Tröstung von oben klang es

immer und immer wieder in ihrer Seele: „Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir."

* * *

Ein kleiner, schneebedeckter Hügel in der Reihe der Kindergräber auf dem Friedhof in Fingal, das war alles, was Margaret Milton blieb von alle der Freude und Herrlichkeit, die jener schöne Maitag versprochen hatte!

Jetzt trat die Wirklichkeit an sie heran, und sie fragte sich: was jetzt? In ihrer Wohnung bleiben? Die Mietezeit war in etlichen Tagen um; wovon die Miete bezahlen? Es waren auch noch Doktorrechnungen und Begräbniskosten zu decken. Ihr Schwiegervater hatte beim Abschied ihr eine Summe Geldes gegeben; diese reichte nicht aus. Er hatte auch versprochen, für sie zu sorgen; jetzt lag er im Sterben und konnte, vom Schlag gerührt, weder reden noch schreiben. Ihr Schwager, der ihr hätte raten können, war an seines Vaters Sterbelager gefesselt. Die Schwägerin meinte, sie solle alles verkaufen und zu ihrer Mutter gehen. O, nur das nicht! Hatte doch die Mutter gerade geschrieben: Hoffentlich sorgen deines Mannes reiche Verwandten für dich! Wieder in ihres Stiefvaters Haus als überflüssige Zugabe Magddienste thun? Nein, das war ihr nicht möglich! Aber was konnte sie thun, um sich redlich zu ernähren? Eigentlich verstand sie nichts so gut, daß sie ihr Brot damit verdienen konnte; und doch mußte es verdient werden. Nach langem, vergeblichem Suchen nach einem Auswege entschloß sie sich, ein Zimmer mehr im Mittelpunkt der Stadt zu mieten, nur die notwendigsten Möbel mitzunehmen und sich mit Weißzeugnähen auf der Maschine ihren Unterhalt zu erwerben. Das glaubte sie ja doch wohl zu können. Ihre Schwägerin und sonstige Freunde versprachen ihr Kundschaft. Alles, was sonst von der einst so eleganten Hauseinrichtung vorhanden war, wurde verkauft und die Forderungen damit bezahlt.

Ihr Schwager Wilhelm hätte es gerne anders gewünscht, aber er allein konnte es nicht ändern. Drei Tage nach dem Kinde war der Großvater ohne Testament gestorben. Margaret hatte keinerlei Anspruch auf ein Erbteil zu machen. Wilhelm machte zwar seiner Mutter und den Schwestern Vorstellungen, daß es ihrer aller Pflicht sei, für ihres Bruders Frau zu sorgen, und daß es der Vater so gewünscht und Charlie versprochen hätte. Aber sie erwiderten einfach: „Das fällt uns gar nicht ein, die Frau ist jung und stark und kann wohl arbeiten. Für Charlie hat sie gar nicht gepaßt; wir haben ja gleich gesagt, daß sie auf die Dauer ihm nicht genügen würde. Wer weiß, ob Charlie nicht noch lebte und ein ganz ordentlicher Mann geworden wäre, wenn er eine andere Frau gehabt hätte."

Alle weiteren Vorstellungen und Widerreden Wilhelms halfen nichts. „Sie heiratet ja sicher in kurzer Zeit wieder, und dann wäre unser Geld doch nur für einen anderen Mann da. Sie wird's gerade so machen wie ihre Mutter."

Schließlich verstanden sie sich dazu, Margaret, wenn sie es verlange, ein Almosen zu geben, bis zu der Zeit, wann sie sich wieder verheirate.

Aber Margaret verlangte kein Almosen; sie hatte ihr täglich Brot, und das nicht kärglich, sondern reichlich. In diesem Stücke war sie glücklicher als so viele, die, wie sie, ganz mittellos dastehen und keine lohnende Beschäftigung finden können. Aber was war es für ein Leben für Margaret, von früh bis spät an der Maschine zu sitzen, allein in ihrem Zimmer, allein mit ihrem öden Herzen, allein mit ihren Gedanken, die ihr wirr und quälend durch den Kopf gingen; kaum zwanzig Jahre alt! Sie konnte möglicher Weise noch fünfzig Jahre leben; sollte das immer so weiter gehen, von früh bis spät an der Maschine?

Vor ihrer Seele standen immer dieselben Bilder von der Vergangenheit, die nimmer, nimmer wiederkehrte, von den

Lieben, die auf immer, immer dahin waren; immer dasselbe Leben, das so lang, öde und zwecklos vor ihr lag. Selbst im Gebete konnte sie sich nicht durchringen, daß sie Licht und Frieden gefunden hätte; die langen einsamen Tage brachten immer wieder dieselben Anfechtungen.

Ja, in besonders dunkeln Stunden hieß es wohl in ihr: ich werde wahnsinnig, oder ich thue einmal in der Verzweiflung, was ich nicht thun will, wenn ich nicht Beschäftigung finde, die mich mehr aus mir selbst und meinen trüben Erinnerungen herausbringt.

Der Winter war noch nicht vergangen, als es Margaret zur Gewißheit wurde, daß sie nicht das Rechte gewählt habe.

Aber was thun? Sie war selbst zu schüchtern und unerfahren, um sich in eine größere Stadt, wo vielleicht mehr Gelegenheit, anderweitige Beschäftigung zu finden, gewesen wäre, zu wagen; und sie hatte niemand, der ihr mit Rat und That beigestanden und ihr eine andere Stellung eröffnet hätte. Selbst ihren Schwager sah sie jetzt nur sehr selten. In einem Briefe an seine Frau hatten Wilhelms Schwestern die Bemerkung gemacht: „Es scheint, Wilhelm interessiert sich sehr für seine hübsche Schwägerin, es wundert uns nur, daß du nicht eifersüchtig wirst.“ Diese Beschuldigung war natürlich, so weit sie Wilhelm betraf, völlig unbegründet.

Wilhelms Frau war als Nachbarskind seine Jugendliebe, da sie aber nicht besonders hübsch und wohl etwas zur Eifersucht geneigt war, wollte er ihr keinen Anstoß geben und vermied es von der Zeit an, Margaret außer in Begleitung seiner Frau zu besuchen. Letztere aber war so in Anspruch genommen von ihrer eigenen Häuslichkeit und dem geselligen Leben, daß ihr wenig Zeit blieb, ihre einstige Schwägerin und jetzige Näherin zu besuchen. So war dann Margaret auch die Gelegenheit genommen, zuweilen mit Charlies Bruder über ihre Verhältnisse und ihre Vergangenheit zu sprechen.

Die Freunde der guten Tage hatten sich längst zurückgezogen, nur einzelne dachten daran, sie in ihrem kleinen

Nähstübchen aufzusuchen; doch auch gegen diese konnte Margaret sich nicht so aussprechen, wie es ihr ums Herz war.

Vielleicht hatte sie doch nicht recht gethan, daß sie nicht zu ihrer Mutter gegangen war. Diese hatte vielleicht mit den vielen Kindern, es waren bereits fünf, ihre Hilfe nötig. Mit schwerem Herzen setzte sie sich hin und schrieb ihrer Mutter einen recht innigen, herzlichen Brief und bat sie, ihr aufrichtig zu sagen, ob sie in ihrem Hause eine willkommene Hilfe sein würde.

Die Antwort kam bald, nicht von der Mutter Hand, sondern vom Stiefvater geschrieben, und meldete ihr, — die Mutter könne ganz gut ohne sie fertig werden, die älteste, achtjährige Schwester sei schon eine gute Hilfe. Bitter und weh zog sich Margarets Herz zusammen, als sie den Brief gelesen hatte, — sie hatte keine Mutter mehr! War denn auch je ein Menschenkind so allein auf der Welt gewesen als sie? Warum war sie denn eigentlich noch da? Nur um zu nähen? Das konnten doch Tausende eben so gut, wohl besser als sie besorgen. Gott mußte doch noch Arbeit für sie haben, weshalb ließ er sie am Körper gesund und stark bleiben und gab ihr einen Geist, der zu lebendig war, um sich vom Schnurren des Rades ihrer Maschine in die eintönige Existenz einer Näherin einsurren zu lassen!

Der Brief ihres Stiefvaters hatte Margaret sehr traurig gemacht. Sie fühlte sich ganz vereinsamt. Sinnend saß sie da, immer wieder den einen Gedanken bewegend, ob es wohl wirklich Gottes Wille sei, daß sie zeitlebens vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein allein mit ihrer Nähmaschine bleiben solle, um für sich und ihre täglichen Bedürfnisse zu sorgen. Es müsse doch Gott, der ja allmächtig sei, ein Leichtes sein, ihr Erlösung zu schaffen aus einer Lage, in der sie sich je länger je mehr unglücklich fühlte, so dachte sie; aber würde er sich ihrer Not annehmen und sie befreien? In sich selbst fand sie keine Antwort auf diese Frage, da that sie, was sie schon

öfters gethan hatte, um Schwermut und Verzweiflung zu bannen, sie nahm ihre Bibel und schlug sie auf. Ihre Augen fielen auf einen Vers, der ihr gab, was sie suchte: „Wenn ihr stille wäret, so würde euch geholfen," und im Augenblick fiel ihr auch ein Liedervers ein, den sie einmal gelernt hatte:

„Stille halten deinem Walten,
Stille halten deiner Zucht,
Deiner Liebe stille halten,
Die von je mein Heil gesucht,
Stille halten, wie's auch geh',
Wie's auch thu' dem Herzen weh."

Jetzt wurde ihr plötzlich klar, wo es bei ihr fehlte, und was sie in der Einsamkeit ihres Witwenstübchens lernen sollte. Zugleich aber fiel ihr auch als heller Lichtstrahl der Gedanke ins Herz: Der allmächtige Gott wird mir andere Arbeit schicken, wenn ich stille bin und warte.

Tage und Wochen vergingen; schnell genug für alle, die draußen im wechselvollen Leben die Stunden gerne hielten, die so geschwind dahineilen; langsam, sehr langsam für die einsame, junge Frau, die tagtäglich Hemdchen, Röckchen und Kleidchen anfertigte für anderer Frauen Lieblinge, während die ihrigen unter Grabeshügeln ruhten und kein Laut, als das Ticken der Uhr und das Surren des Rades,an ihr Ohr drang.

Aber sie fragte und klagte nun nicht mehr, auch nicht in Gedanken; sie wartete. Zuerst hatte sie auf jeden Fußtritt gelauscht, ob er vielleicht ihrer Thür nahen und ihr etwas bringen möchte, oder ob nicht etwa der Postbote eine Botschaft für sie hätte. Was sie erwartete, das wußte sie selbst nicht, aber Erlösung würde kommen, das glaubte sie feste. Freilich wurde dieser ihr Glaube noch auf eine harte Probe gestellt, als eine Zeit nach der anderen verging, ohne daß sich eine Aussicht auf Änderung ihrer Lage zeigte. Und als nun die langen Regentage das Kommen des Frühlings ankündigten, da wollte es wohl in ihrem Herzen oft so trostlos grau werden wie draußen in der Natur.

Um die trüben Gedanken vielleicht durch einen Gang in der milden Märzluft etwas los zu werden, schickte sich Margaret am Abend eines solchen Regentages an, ein Paket fertiger Kleidungsstücke fortzubringen. Es war für sie eine kleine Abwechselung, wenn sie hie und da in einem Hause, wo sie Arbeit abzugeben hatte, ein paar Worte mit der Hausfrau austauschen konnte. Sehr oft kam sie freilich noch viel trauriger zurück, als sie ausgegangen war, denn überall sah sie Freude und Leben, glückliche Eltern und fröhliche Kinder, und sie selbst war so allein. Indem sie nun heute ihr Paket zurecht machte, dachte sie bei sich selbst: Ich sollte doch eigentlich froh und dankbar sein, daß ich immer noch so viele Arbeit habe. Wie viele giebt es, die sind eben so einsam wie ich, müssen noch Mangel leiden und können bei dem besten Willen keine Arbeit finden oder sind krank. Nein, lieber Gott, ich will dankbar und zufrieden sein, auch wenn du mir keine andere Beschäftigung zuweisest.

In dem Hause, in welchem sie Arbeit abzugeben hatte, fand sie das Dienstmädchen allein. Ihre Frau war mit den Kindern eiligst zu ihrer Mutter gereist, denn im Nachbarhause hatten die Kinder Diphtherie.

Ich würde auch mit meinen Kindern einer solchen schrecklichen Krankheit aus dem Wege gehen, wenn sie lebten, dachte Margaret, indem sie die Treppe hinabging zur Straße. Der Gedanke an ihre Kinder rief ihr ins Gedächtnis, daß sie beim Doktor noch den Rest einer Rechnung zu bezahlen habe, und weil sie gerade kein Paket zu tragen hatte, entschloß sie sich, eben beim Doktor vorzugehen und die Rechnung zu berichtigen.

Der Doktor hatte es sehr eilig und wies sie an seine Frau. „Bei Urbans haben die Kinder Diphtherie— sehr schlimmer Fall. Haben eben wieder geschickt. Fürchte, das eine Kind stirbt diese Nacht. — Sehr schlimmer Fall. Können keine Hilfe kriegen; fürchten sich alle vor der Krankheit. Mutter

ganz unfähig vor Schreck und Gram, Vater versteht nicht mit Kindern umzugehen, — sehr schlimm, sehr schlimm! Könnten sonst gerettet werden, die anderen zwei."

So sprach der Doktor, wie es seine Gewohnheit war, in abgerissenen Sätzen seine Gedanken laut aus, während er seine Medizin zusammenpackte und sich anschickte auszugehen.

Margaret saß unterdessen und wartete, bis die Frau Doktorin ihre Rechnung in den Büchern nachgeschlagen und quittiert hatte. Indem der Doktor zur Thür hinausging, sagte er noch zu seiner Frau: „Ich nehme den Nachtschlüssel mit, es könnte sein, daß ich etwas spät nach Hause komme."

„Ach," seufzte die Frau Doktor, als er gegangen war, „jetzt bleibt er am Ende wieder die halbe Nacht bei den kranken Kindern, damit die Eltern ruhen können, und die letzte ganze Nacht war er aufs Land hinaus; ich sehe nicht, wie er es noch aushält. Aber die Not ist auch gar zu groß. Urbans können für Geld und gute Worte keine Hilfe kriegen, selbst die Magd hat sie im Stich gelassen, als sie hörte, was den Kindern fehlt."

Margaret erwiderte nichts; sie war zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, als daß sie bemerkt hätte, daß sie fast ohne Gruß das Haus verließ. Die Frau Doktor dachte, als sie die Thüre hinter ihr schloß: „Die junge Frau wird auch ganz stumpf in ihrem Gram und Leid; wenn ihr doch zu helfen wäre, daß sie nicht ganz verkümmert, sie ist noch so jung und so hübsch in ihrer schwarzen Witwentracht. Armes Kind!"

In Margaret aber hieß es: „Da ist Arbeit, gehe hin und hilf." Und doch schrak sie im ersten Augenblicke vor dem Gedanken zurück. Der Tod, dem sie vor kurzem erst in die Arme hatte springen wollen, blickte sie schauerlich an. Wer bürgte ihr dafür, daß die Krankheit sie verschonen würde? War sie bereit zu sterben? Nein, sie wollte doch lieber nicht hingehen.

Aber als sie wieder in ihrem Stübchen war, hieß es immer in ihr: „Du wolltest andere Arbeit, du hast jetzt nichts zu nähen, geh und hilf!“ Zwei Kinder können gerettet werden, wenn sie Pflege haben, hatte der Doktor gesagt. Es war ihre Pflicht, ihnen diese Pflege nicht vorzuenthalten. „Geh und hilf! Und wenn meine Zeit um wäre, wenn Gott mir die Krankheit und den Tod schickte, dann, ja dann wird er mir auch ein selig Ende und ein Zusammenkommen mit meinen Lieben droben schenken.“

Sie nahm etliche Kleidungsstücke mit, schloß zu, ging zu Urbans und bot ihre Hilfe bei den kranken Kindern an.

Der Doktor wollte sie zuerst nicht zulassen. Er hielt es für seine Pflicht, sie zu warnen. Obgleich hier Pflege not that, so wollte er doch nicht ein anderes junges Leben der Gefahr aussetzen; vielleicht kam ihm auch der Gedanke, die junge Frau suche aus Lebensüberdruß den Tod.

„Ich werde jede Vorsichtsmaßregel pünktlich befolgen. Ich stehe allein in der Welt, Sie haben Frau und Kinder und setzen sich täglich jeglicher Gefahr aus,“ sagte Margaret.

„Das ist mein Beruf; wo die Pflicht ruft, darf man sich nicht selbstsüchtig schonen.“

„Heute ist es auch meine Pflicht, hier zu helfen, Herr Doktor! Ich habe Gott gebeten, mir Arbeit zu geben, die mich von mir selbst und meinen quälenden Gedanken befreit. Wollen Sie Gott im Wege stehen, wenn er mir Arbeit zuweist?“

Ohne ein weiteres Wort führte der Doktor Margaret ins Krankenzimmer, wo sie von den Eltern mit Dankesthränen empfangen wurde. Sie redete der Mutter zu, sich zur Ruhe zu legen, und nahm deren Platz an den Krankenbetten ein. Ihre in Krankenpflege geübten Hände, ihre weiche, ruhige Stimme und ihr schönes, freundliches Gesicht waren wohl die Ursache, daß keines der Kinder einen Widerspruch gegen „die Fremde“ erhob. Der Doktor konnte ruhig sein Lager daheim aufsuchen. Wenn liebevolle, aufmerksame Pflege seine Kran-

ken retten konnte, jetzt wurde sie ihnen zu teil. Er erzählte seiner Frau noch von der Hilfe in der Not und träumte dann von einem Engel, der am Lager der kranken Kinder Wache hielt.

Wie er es voraus gesagt hatte, so geschah es. Der Todesengel holte das eine Kind noch in selbiger Nacht, die anderen beiden genasen nach Wochen, in denen Margaret mit großer Treue und Aufopferung den Eltern in der Pflege zur Seite stand. Ihre Hände kleideten das tote Kind und betteten es zur letzten Ruhe. In eigenem Leid erfahren, fanden ihre Lippen tröstliche Worte, die wie Balsam in die Herzen der tiefbetrübten Eltern fielen, und indem sie so anderen half, ihr Kreuz zu tragen, wurde das eigene viel leichter. Ihre Hände waren auch bereit, jegliche andere Arbeit im Hause zu verrichten, da die Magd fort und die Hausfrau fast unfähig war, irgend etwas zu thun und zu denken.

Unter so vieler und mannigfacher Arbeit, im Gefühl, daß sie wirklich jemandem auf der Welt nützlich und notwendig sei, merkte sie gar nicht, wie schnell die Wochen dahingingen. Sie hatte nun nicht mehr viel Zeit, über ihr eigenes Leid zu grübeln. Die genesenden Kinder hingen mit großer Liebe an ihrer Pflegerin, und die Eltern konnten ihr nicht genug danken für ihre liebevolle Hilfe.

Aber auch diese Wochen gingen dahin. Als das ganze Haus gereinigt und desinfiziert war und die Kinder bereits wieder zur Schule gingen, kam auch für Margaret die Zeit, daß sie ihr eigenes Stübchen wieder aufsuchen und ihre frühere Beschäftigung wieder ergreifen mußte. Gewisser als je war es ihr, es sei nicht gut für sie, so allein dahinzuleben. Wenn sie draußen sein könnte im geschäftigen Leben unter anderen Leuten, mit dem Bewußtsein, anderen zu nützen, dann würde sie sich viel wohler und glücklicher fühlen. Sollte sie nicht sich irgendwo in einer großen Stadt eine Stelle als Haushälterin suchen? Doch sie schente sich davor, allein und ohne Anhalt und Schutz in eine große, fremde Stadt zu gehen; auch hatte

sie das Gefühl, daß sie für vornehme Häuser und Küchen wohl nicht genug Kenntnisse besäße, um einen solchen Platz auszufüllen. Es war eben gerade wieder wie zuvor, so viel sie sich auch besann, zum eigentlichen, selbständigen Broterwerb reichten ihre Kenntnisse nirgend aus.

„So muß ich wohl an der Nähmaschine bleiben, bis einmal wieder jemand eine ansteckende Krankheit bekommt und keine Hilfe kriegen kann," dachte sie.

Einstweilen aber fehlte ihr noch die Näharbeit; ihre Kunden hatten sich unterdessen anderswo bedienen lassen, es war möglich, daß sie dieselben ganz verloren hatte.

Das erste Mal, als sie wieder mit ihrer Schwägerin zusammentraf, hatte sie von dieser schwere Vorwürfe zu hören.

„So ohne weiteres setztest du dich der Gefahr der Ansteckung aus? Und wenn du krank geworden wärest, hätten wir dich doch pflegen müssen!"

„O nein, dafür war gesorgt, ich wäre sofort ins Hospital gegangen."

„Und wer wird dir jetzt Arbeit geben? Meinst du, daß wir unseren Kindern Kleider anziehen werden, die uns möglicher Weise die Ansteckung ins Haus bringen?"

„Nun, wenn eure Kinder neben den krank gewesenen und völlig gesund und gefahrlos erklärten Kindern in der Schule sitzen, so wird doch bei mir, die ich die Krankheit nicht gehabt habe und in einem ganz andern Hause wohne, die Gefahr nicht sehr groß sein!"

„Wer steht uns aber dafür, daß du nicht beim nächsten Falle wieder dasselbe thust?"

„Niemand, ich selbst gewiß nicht. Aber ich werde auch niemand nötigen, mir Arbeit zu geben. Ich muß dann eben einen anderen Beruf ergreifen oder von hier fortziehen."

Margaret sagte dies ganz ruhig und gelassen, obgleich es in ihrem Herzen durchaus nicht so ruhig war. Die Zukunft machte ihr doch Sorgen.

Zunächst aber ging sie daran, ihre eigenen Kleider in Ordnung zu bringen. Warten und stille sein, hieß es nun wieder in ihr.

Diesmal hatte sie nicht lange zu warten. Schon am nächsten Tage kam ein ganz unerwarteter Besuch; es war der Doktor.

„Ich wollte mich nur einmal nach Ihnen umsehen und mich erkundigen, wie Ihnen die Krankenpflege bekommen ist. Gefällt es Ihnen jetzt nicht viel besser in Ihrem stillen Stübchen, ohne so viele Arbeit und Störung?"

„Nein, Herr Doktor, es gefällt mir gar nicht; wenn es nicht unrecht wäre, einen solchen Wunsch zu hegen, so wollte ich wünschen, Sie hätten wieder einen sehr ‚schlimmen Fall' und brauchten meine Hilfe."

„Also gefällt Ihnen das Krankenpflegen?"

„Es gefällt mir insofern, als es besser für mich ist, unter Menschen zu sein und mich nützlich zu machen, anstatt meine Zeit in Einsamkeit zu verbringen. Hätte ich noch meinen Mann und mein Kind und meinen Beruf in einem glücklichen Heim, so würde ich wohl nicht nach der Krankenpflege verlangen."

„Hm, hm, ich versteh'! — Sie sind aber wie zur Krankenpflege geschaffen — gesunder Körper, klarer Kopf, geschickte Hand, leichter Fuß; und Sie meinen also, daß Sie sich ganz dem Beruf widmen möchten?"

„Daran habe ich noch nie gedacht; es sind ja hier nur selten Kranke, die nicht Verwandte oder Freunde haben, die ihnen im Notfall beispringen. Auch muß ich meinen Lebensunterhalt erwerben."

„Hier in Fingal würde es wohl schwerlich auf diese Weise gehen; aber in großen Städten ist immer Mangel an Pflegerinnen. Ich kam heute extra, um mit Ihnen darüber zu sprechen. Sie sagten mir neulich, Sie hätten Gott gebeten, Ihnen Arbeit zu geben, die Ihre Gedanken von Ihrer eigenen Person

abziehen. Keine Arbeit thut das so sehr, als wenn wir dem Nächsten helfen, Schweres tragen. Ich habe Ihnen damals nicht im Wege gestanden und bin zu der Überzeugung gekommen, daß Gott Sie besonders für solche Arbeit begabt hat. Wenn Sie es wünschen, will ich Ihnen behilflich sein, sich ganz für diesen Beruf auszubilden."

„Oh, Herr Doktor, nichts würde mir lieber sein! Schon der bloße Gedanke, einen Beruf zu haben, giebt mir neuen Lebensmut."

„Der Frau Beruf ist ja sonst wohl für gewöhnlich die Familie," sagte der Doktor sinnend, „aber wo unser Herrgott, wie bei Ihnen, gerade diese hinwegnimmt, da hat er ja wohl seine weisen Absichten dabei. Doch, Sie haben noch viel zu lernen, bis Sie zur allgemeinen Krankenpflege tauglich sind; schreckt Sie das nicht ab?"

„Im Gegenteil! Nur die Verhältnisse haben mich gehindert; mein Wunsch war stets, mir eine gründliche Bildung anzueignen; gerade in letzter Zeit habe ich den Mangel derselben schwer empfunden. Ich würde mich mit Freuden wieder auf die Schulbank setzen und lernen."

„Nun, ob's gerade auf der Schulbank sein muß, wäre noch die Frage. Aber eine Kenntnis der Arzneien, der Krankheiten und des menschlichen Körpers sowie eine praktische Ausbildung in der Krankenpflege gehört vor allen Dingen dazu.— Sie stehen ganz allein?"

„Durchaus allein."

„Und Sie sind mittellos, sagten Sie?"

„Ja, ich bin darauf angewiesen, mir mein Brot zu verdienen."

„Hm, Hm, sonderbar! Dann wäre ein Diakonissen-Haus der beste Platz für Sie. Dort hätten Sie Schutz und Heim zugleich, bekämen die nötige Ausbildung und hernach die Arbeit, für die Sie am besten taugen. Wenn Sie keine Abneigung dagegen haben, ‚Schwester' zu werden, so will ich mich für Sie verwenden, daß Sie Aufnahme finden."

„Ich werde Ihnen zu großem Danke verpflichtet sein, wenn Sie mir behilflich sein wollen, diesen Schritt zu thun. Ich wüßte nicht, weshalb ich mich scheuen sollte, ‚Schwester' zu werden."

* * *

In Fingal hatte man einmal wieder Stoff zur Unterhaltung. Etwas ganz Neues gab es, was im Städtchen noch nie passiert war.

„Hast du's schon gehört? — Margaret Milton geht ins Kloster!"

„Ach geh, sie ist ja gar nicht katholisch."

„Aber ganz gewiß, sie wird ‚Schwester'. Ihre eigene Schwägerin hat es gesagt; die ist ganz entrüstet darüber."

„Wird sie denn den schwarzen Schleier nehmen?"

„Den hat sie ja schon; den wird sie wohl ablegen und die Haube nehmen, protestantische Schwester wird sie, nicht katholische."

„So, jetzt verstehe ich! Nun, ihre Verwandten haben auch zu schlecht an ihr gehandelt. Ich verdenke es ihr nicht, wenn sie sich nicht viel nach deren Wunsch und Willen richtet."

„Aber sie ist noch so jung und so schön und fände gewiß noch zehn Männer für einen. Deshalb braucht sie sich nicht gleich hinter Klostermauern zu begraben."

„Ich denke, sie hat an einem Mann genug gehabt. Es wird sie nach einem zweiten Charlie Milton nicht gelüsten."

So und ähnlich wurde über Margaret und ihr Vorhaben geurteilt. Nur mit ihrem Schwager Wilhelm redete Margaret eingehend darüber.

Erst machte er ihr allerlei Vorstellungen: Sie könne es bereuen, die Zeit würde ihr Leid um Charlie, der es gar nicht verdient hätte, daß sie zeitlebens um ihn trauere, abstumpfen; sie könne wieder heiraten und noch recht glücklich werden.

„Ich glaube nicht, daß ich jemals wünschen werde, wieder zu heiraten. Meiner Mutter Erfahrungen würden mich schon

davor abschrecken. Und wer wird eine mittellose Witwe in der Einsamkeit eines Nähstübchens suchen? Die Aussichten, daß ein solcher auch mir gefallen würde, sind sehr gering; und gesetzt den Fall, ich würde später eine Heirat wünschen, so hindert niemand eine Diakonissin, ihre Haube abzulegen und in den Ehestand zu treten."

„Es ist wahr, so mittellos wie du dastehst, sind deine Aussichten auf eine passende Partie sehr gering, deshalb habe ich auch alles, was in meinen Kräften stand, gethan, meine Geschwister umzustimmen, — umsonst. Ich habe das Gefühl, als ob wir alle gegen dich eine besondere Schuld abzutragen hätten, denn wir wußten, wie es mit Charlie stand, und haben es vor dir verheimlicht. Ich habe mir oft Vorwürfe darüber gemacht, daß ich dich nicht gewarnt habe, ehe es zu spät war. Du wärest mit einem anderen Manne nicht so ins Unglück gekommen, wie mit meinem armen Bruder."

„Mache dir keine Vorwürfe, lieber Wilhelm. Ich habe Charlie von ganzem Herzen geliebt, und er mich. Ich habe noch nie bereut, daß ich seine Frau war. Wollte Gott, ich hätte mehr für ihn thun können. Da ich aber für Charlie nichts mehr thun kann und keine näheren Verpflichtungen habe, so laß mich in einem Berufe, der mir zusagt, der Menschheit im allgemeinen dienen."

Obgleich Wilhelm sie ungern ziehen ließ, so mußte doch auch er einsehen, daß es so das beste sei.

* * *

Zehn Jahre sind vergangen, seitdem Margaret Milton Fingal verließ und Schwester Margaret wurde. In diesen zehn Jahren hat sie viel gelernt und viel erlebt.

Nur einmal in diesem Zeitraume war sie auf längere Zeit abwesend von dem Diakonissenhause, welches ihr ein liebes Heim geworden ist, wo sie in der Oberin und den Schwestern einen Ersatz für Mutter und Geschwister und Freunde gefunden hat. Als vor vier Jahren Charlies Mutter schwer krank

lag an einem unheilbaren Krebsschaden und die selbstsüchtige, wunderliche alte Frau für Geld keine Pflegerin bekommen konnte, die es bei ihr aushielt, auch die Liebe der eigenen Töchter nicht stark genug war, in solch einer schrecklichen Krankheit die Mutter zu pflegen, da dachte man an Margaret.

Um Charlies willen eilte sie an seiner Mutter Schmerzenslager und hielt treulich bei ihr aus. In dieser Zeit lernten Mutter und Schwestern erkennen, welchen Schatz Charlie gehabt hatte in dieser Frau, und Margarets Beispiel eines tief frommen, in Gottes Willen still ergebenen Herzens, das nur für andere lebte, blieb nicht ohne Einfluß auf die nur für sich selbst und auf ihre eigene Bequemlichkeit bedachten Frauen. Nach schweren Leidenswochen starb die alte Frau, mit ihrem letzten Atem noch Margaret segnend für ihre kindlichen Liebesbeweise.

Als sie die Mutter in der alten Familiengruft neben ihrem Sohn zur Ruhe gebettet hatten und Margaret sich wieder ihrem „Heim" zuwandte, da baten die Schwestern sie vereint, ein Legat ihrer verstorbenen Mutter anzunehmen, als Ersatz für das ihr vorenthaltene Erbteil. Für sich hatte Margaret nichts nötig, denn als „Schwester" war für sie zeitlebens gesorgt, aber für ihre vielen hilfsbedürftigen Armen, mit denen sie ihr Beruf zusammenführte, und deren Elend ihr so oft vor Augen trat, nahm sie es gerne an, und es war ihr eine besondere Freude, hie und da auch mit reicheren Mitteln kräftige Hilfe bringen zu können.

* * *

Es ist wiederum Frühling auf Erden. Blumenduft, Sonnenschein und Vogelsang künden uns den wonnigen Mai.

Noch einmal sehen wir Margarete. Eine schlanke, kräftige Frauengestalt, die schönen, dunkeln, welligen Haare so schlicht wie möglich unter die Haube gestrichen, die fleißigen Hände stille gefaltet, die strahlenden Augen, so schön und klar und freundlich wie jemals, zur untergehenden Sonne gerichtet,

so steht sie dort am Fenster eines der Wohnzimmer des Diakonissenhauses, während hinter ihr an der Orgel die übrigen „Schwestern" stehen und Schwester Margarets „Lieblingslied" singen, denn es ist heute ihr Geburtstag. Warum gerade dies ihr Lieblingslied ist, das haben wohl wenige erfahren, aber in Margarets Seele ziehen, eines nach dem anderen, die Bilder der Vergangenheit herauf, während die Schwestern singen: „Näher, mein Gott, zu dir."

Ganz verhüllt ist ihr aber Gottes Weg mit ihr hier auf Erden nicht mehr, in allen ihren Führungen sieht sie seine Hand, die sie näher zu sich gezogen hat. Ob nun ihr Pilgerlauf kurz oder lang ist, er endet doch einst da, wo ihre Sonne, die Sonne des Lebens, scheint, bei dem „besten Freund", in dessen sicheren Armen sie auch ihre liebsten irdischen Schätze weiß. Nicht im Sarg in der alten Familiengruft oder unter dem kleinen Hügel auf dem Friedhof in Fingal sucht ihr Herz ihre Lieben; „Engel, so licht und schön, winken aus lichten Höh'n"; und wenn ihre Arbeit hier gethan ist, dann:

„Schwing' ich mich freudig auf,
Näher, mein Gott, zu dir,
Näher zu dir,"

so heißt es heute auch in ihrem Herzen.

Doch sie steht jetzt noch in der Kraft und Blüte ihrer Jahre. Gott gebe ihr zum Dienst und zum Trost der leidenden Menschheit noch viele derselben. Sie ist fröhlich in ihrem Berufe, dem sie sich mit ganzem Herzen widmet. In den Häusern der Armen, Kranken und Notleidenden ist sie wie ein Engel Gottes. Nicht nur leibliche Pflege ist ihre Arbeit. Aus der Schule der Trübsal hat ihr himmlischer Lehrmeister ihr eine köstliche Gabe mit auf den Weg gegeben, die Gabe, von der Jesaia rühmt: „Der Herr, Herr hat mir eine gelehrte Zunge gegeben, daß ich wisse mit den Müden zu reden zu rechter Zeit."

Diese Gabe stets im Dienst ihres Herrn zu brauchen, die Herzen der Mühseligen und Beladenen zu ihm zu weisen, da-

mit er ihnen ihre Last tragen helfe, und damit sie, anstatt Bitterkeit und Verzweiflung zu nähren, die Liebesabsichten des Vaters erkennen, der durch alle Freuden und Leiden des Lebens die Menschenkinder zu sich ziehen will, das ist der köstliche Lebensberuf Schwester Margarets.

Gott segne sie und gebe uns viele ihresgleichen.

Ende.

LIBRARY OF CONGRESS
00025369695